

flutter.

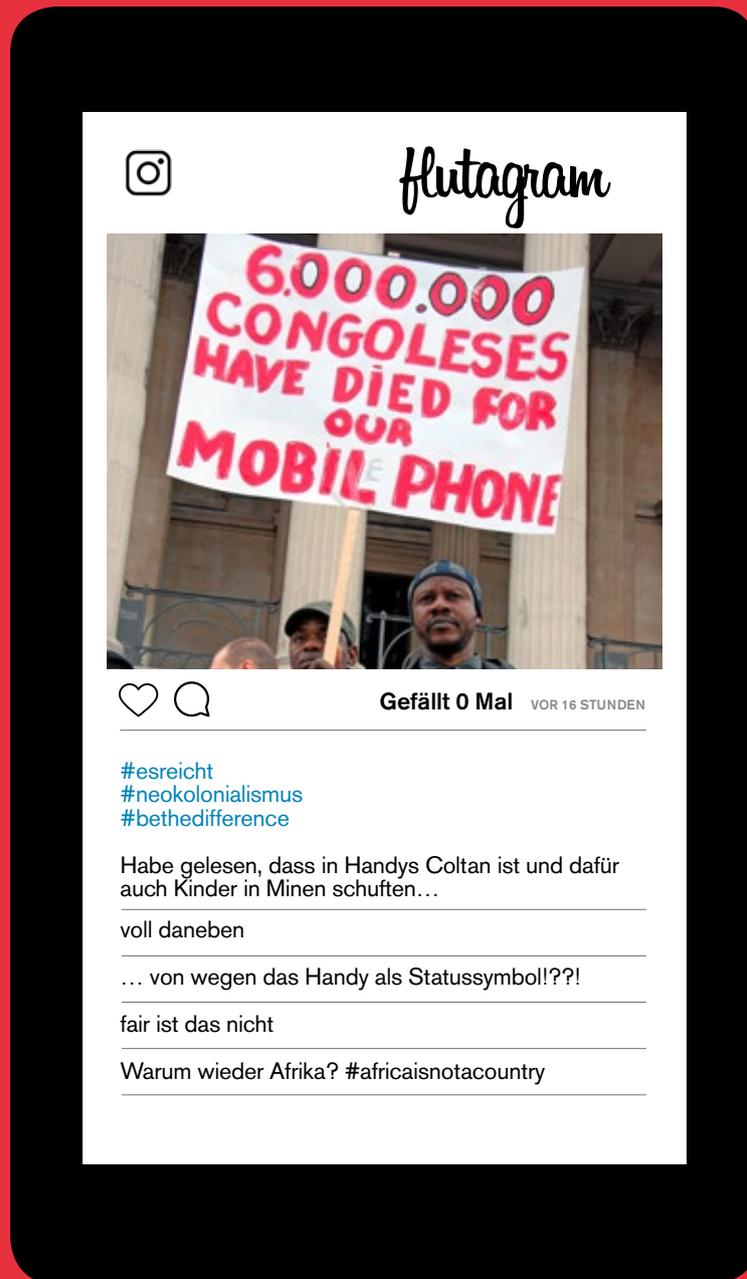
Herbst 2017 / Nr. 64

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Reichtum

Dein

Handy



hat's

in sich

Editorial

→ Wer dem Reichtum dieser Welt auf die Spur kommt, stellt schnell fest: Der Wohlstand ist enorm, er ist ungleich verteilt, und er zehrt an seinen Voraussetzungen.

Die kapitalistische Wirtschaftsweise und ihre auf Privateigentum, unternehmerischem Gewinnstreben und Konkurrenz aufbauenden Dynamiken haben völlig neue Dimensionen der Erzeugung und Anwendung von Reichtum geschaffen. Beispiele wie die Schweiz zeigen, dass auch arme Länder unter günstigen Voraussetzungen innerhalb kurzer Zeit reich werden und bleiben können. In Asien und anderswo gibt es diese Transformationen auch in der Gegenwart.

Aber wie alles im Kapitalismus hat dieser Fortschritt seinen Preis, hier ist es ein mehrfacher. Zum einen sind die Ökonomien nach wie vor auf der Ausbeutung und zum Teil auch der permanenten Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen der Menschheit errichtet. Nur langsam wächst das Bewusstsein dafür, und die globale politische Absicherung des Verbliebenen ist bestenfalls mühselig. Zum anderen sind das Gewinnstreben und die in der globalisierten Konsumkultur zirkulierenden Anreize und Bedürfnisse zwar starke Motoren gesellschaftlicher Entwicklung. Die Wege zum Reichtum sind inzwischen ebenso vielfältig wie die Stile seiner Präsentation. Aber es ist auch eine materielle Fixierung, die den kulturellen Reichtum anderer Traditionen, Werte und Lebensentwürfe geringschätzt und angreift. Dabei kann die Achtsamkeit für diese immateriellen Reichtümer, für das darin geborgene Erfahrungswissen eine wichtige Ressource sein, um neue Lösungen akuter Probleme zu finden.

Und schließlich steht bei aller Pracht des Reichtums im Kapitalismus immer auch ein Elefant im Raum – die grassierende Ungleichheit seiner Verteilung. Sowohl zwischen den Nationen als auch innerhalb der Gesellschaften. Für die Mehrheit bleibt Reichtum eine Fata Morgana und seine Exklusivität eine unerbittliche Wahrheit. Der Sozialstaat und die Kulturen der Gemeingüter können das mildern und den Zusammenhalt der Gesellschaften sichern helfen. Aber wenn die Abkoppelung der Eliten von demokratischer Kontrolle stark genug ist und wenn die Ungleichheit maßlose Formen annimmt, wird sie zur strukturellen Gewalt, die die ganze Gesellschaft erschüttert. Die USA und Venezuela zeigen, dass das von rechts und links im politischen Spektrum vollzogen werden kann.

Am Horizont der Kämpfe um den Reichtum bleibt auch heutzutage die Frage nach dem guten Leben, nach dem Glück und dem Wozu. Kann es gelingen, nachhaltigere Verhältnisse der Entwicklung und Verteilung der unterschiedlichsten Reichtümer zu etablieren? Gibt es andere Balancen zwischen der Dynamik des Fortschritts und dem Reichtum an Möglichkeiten für die Vielen? Die Antworten darauf werden sich kaum in den auf Pracht, Protz und Absicherung des Besitzes bedachten Kulturen der Reichen und Schönen finden lassen. **Thorsten Schilling**

Wer hat die Längste? Eine große Yacht gilt bei manchen immer noch als Statussymbol par excellence. Vor allem, wenn man damit im Hafen von Monaco vor Anker gehen kann



Inhalt

KAPITEL 1: DAS GEHÖRT UNS ALLEN

6

MEHRWERT

Werd` doch Sumoringer:
Japans Traditionen sind den
Menschen viel wert

9

GRÜNER WIRD'S NICHT

Schön, dass es in Deutschland
so viel Wald gibt



10

ES WAR EINMAL IN AMERIKA

Wie Venezuela trotz reicher
Ölvorräte zu einem armen
Land wurde

14

KALTE KARTOFFELN

Viele Pflanzenarten sterben aus.
Deswegen gibt es einen Tresor

16

KÜMMER DU DICH DOCH!

Wenn etwas allen gehört, schert
sich oft niemand so richtig



„I don` t wanna live for-
ever“: Taylor Swift gehört
zu den Bestverdienern unter
den Popstars

S. 20



KAPITEL 2: ES GEHT UM VIEL

20

MAKE MONEY, NOT WAR

Wie es die Schweiz schaffte, zum
reichsten Land der Welt zu werden

23

GIERGANTISCH

Als das Investmentbanking
auf die schiefe Bahn geriet

24

OBEN & UNTEN

Ein bisschen Karl Marx muss in
diesem Heft schon sein

26

WELT DER MILLIONÄRE

Unser Schaubild zeigt,
wer wie viel hat

28

WOHER HAST DU DAS BLOSS?

Was peinlich ist und was nicht:
ein Gespräch über die Inszenierung
und Wahrnehmung von Reichtum

32

UNITED STATES OF DOLLARS

Wie Superreiche in den USA die
Politik bestimmen

KAPITEL 3: GIB MAL WAS AB

38

LYKKELIG!

In Skandinavien sind die Menschen
glücklicher. Das hat auch mit
der gerechteren Verteilung zu tun

41

NIMM MICH MIT

Deutschland ist wohlhabend. Aber
profitieren davon auch alle?

42

ICH HABE EINEN TRAUM

Nicht nur Bill Gates setzt sein
ungeheures Vermögen in einer
Stiftung ein

44

FRIEDE, FREUDE, OZEAN

Wie es ist, als Wohlstands-Kid aus
Europa in Südafrika surfen zu gehen

48

„WENN ICH MEINEN VATER BELEIDIGE, IST ES WEG“

Die meisten reden ja nicht drüber,
aber wir haben Glück: Gespräch mit
einem, der geerbt hat

50

IMPRESSUM & VORSCHAU



Werdet reich an
Wissen. Abonniert
den fluter
(Kostet nix)
[www.fluter.de/
heft-Abo](http://www.fluter.de/heft-Abo)

Kapitel 1: Das gehört uns allen



Karl Marx sagt, der Reichtum eines Menschen bestehe im Reichtum seiner sozialen Beziehungen

Am Anfang soll es erst mal nicht nur um Geld gehen, sondern auch um andere Formen des Reichtums. Schließlich korreliert das Glück der Menschen nicht mit dem Kontostand

Mehrwert

Reichtum ist nicht gleich Geld. In Japans Traditionen finden sich viele alternative Wege zu einem reichen Leben. Begegnungen mit drei Menschen, die mit ihrem Tun sich und die Gesellschaft bereichern wollen Von Felix Lill



Die haben Gewicht: Das Sumoringen hat eine über 1000-jährige Geschichte und heute noch viele Anhänger

t

→ Zu der Roboterpuppe, die über den Werkstisch rollt, hat Shobei Tamaya ein intensives Verhältnis. Er hat sie erschaffen, sie war einst sein Gesellenstück. Die Puppe hält die japanische Teezeremonie ab. „Nehmen Sie sie hoch, schnell!“, zischt der dünne Mann in schlabbrigen Klamotten und mit faltigem Gesicht. Auf einem Tablett trägt sie eine Tasse, durch Zahnräder angetrieben fährt sie zum menschlichen Gegenüber auf der anderen Seite des Tisches. Nimmt man die Tasse, hält die Puppe aufgrund der Gewichtsentlastung an. Dann kann der Tee getrunken werden. „Gerade noch rechtzeitig“, nickt Tamaya. Er, der Meister, ist erleichtert. Zu viele Besucher verstünden die Funktionsweise nicht.

Shobei Tamaya baut Karakuri, mechanische Puppen.

Als Mitte des 17. Jahrhunderts die erste ihres Typs gebastelt wurde, waren sie eine Riesensensation, heute gelten sie als Vorläufer der Robotik. Shobei Tamaya leitet die Werkstatt in der neunten Generation. Hier, in der japanischen Industriestadt Nagoya, war die Familie Tamaya einst eine richtig große Nummer. Wahrscheinlich würden die Tamayas heute zu den reicheren Familien Japans zählen, hätten sie sich nicht an eine Tradition der Edo-Zeit (1603–1868) gehalten, in der in Japan viele kulturelle Dinge aufblühten, die heute als typisch japanisch verstanden werden – und eine Kultur des Teilens immaterieller Güter entstand. Shobei Tamaya rezitiert die Worte seines Vaters: „Jeder muss profitieren!“ – der Käufer, der Verkäufer und die Gesellschaft. „So sah man die Dinge damals.“

Also legte Tamayas Vorfahr, nachdem er mal wieder einen mechanischen Coup gelandet hatte, im Jahr 1796 all seine Baupläne offen. Drei Bücher voller Konstruktionsdetails von mechanischen Uhren und den beliebten Puppen wurden zu Allgemeinwissen.

Muss man sich über so etwas nicht ärgern? Statt in der Chefetage eines Konzerns zu sitzen, schnitzt der jüngste der Söhne heute an einer Figur für das nächste Stadtteilstück. „Andere Mechaniker, die sich nicht mehr an die Kooperation hielten, wurden reich“, sagt er und holt aus einer Vitrine voller Puppen die alten Bücher mit den Skizzen. „Schön für die.“ Zu denen, die von der Kreativität der Tamayas profitierten, gehörte der Gründer des späteren Weltkonzerns Hitachi, auch der Vater von Toyota ließ sich inspirieren.

Shobei Tamaya aber ist zufrieden – und stolz. „Meine Familie war immer der Kultur und dem Handwerk verpflichtet.“ Fast ein Jahr braucht er für eine gute Puppe.

„Reichtum“, sagt Shobei Tamaya mit Blick

auf eine noch kahle Puppe in seinen Händen und schmunzelt in seinen Bart, „das ist für mich Respekt vor alten Regeln. Und Sorgfalt. Die darf auch ruhig auf Kosten der Geschwindigkeit gehen.“



Auch Takahiro Chino lebt davon, alten Traditionen zu folgen. Oder wie sie ihn auch nennen: Ginseizan. Das ist sein Kampfname, im 300 Kilometer weiter östlich gelegenen Tokio ist Chino Sumoringer. Nach dem dreistündigen Morgentraining stöhnt er, wieder mal wurde er in fast jedem Kampf von seinen Trainingskollegen aus dem Ring geschubst, geschoben oder gehoben. Takahiro Chino wiegt nur gut 90 Kilo. Das sind zwar ein paar Kilo mehr als noch vor fünf Jahren, als er anfing, aber weiterhin ist er der Leichteste von allen. Die stärksten Ringer bringen doppelt so viel auf die Waage.

Von Anfang an wusste Takahiro Chino, dass er wohl nie eine große Karriere hinlegen würde, jedenfalls nicht im ältesten Sport des Landes. „Ich war früher Eiskunstläufer“, sagt er, als er nach dem Training seine lahm gewordenen Arme an einem dicken Holzpfeiler neben dem Ring dehnt. „Aber ich war nicht talentiert genug. Und im Sumo suchten sie noch Leute. Es herrschte richtig akuter Mangel an jungen Ringern.“ In den 1990er-Jahren war der Sport, der irgendwann vor zwei Jahrtausenden entstand und unter



Kouchi Higuchi (li.) war schon in Rente. Heute arbeitet er wieder, nicht nur aus Geldgründen



Shobei Tamayas Familie baut seit Jahrhunderten mechanische Puppen, Vorläufer der Robotik

Traditionalisten einen religiösen Status genießt, noch einer der beliebtesten des Landes. Heute aber hängen sich Kinder lieber die Poster von Fußballern über das Bett als das eines fülligen, fast nackten Ringers. Im Sumo hat man auch längst nicht die besten Verdienstaussichten.

Trotzdem. Takahiro Chino war als Kind zu dünn,

deshalb hatte er sich als Heranwachsender nie im Ring versucht. Aber das Starke, Gewaltige und dennoch kaum Aggressive beim Sumo hat er schon immer bewundert. Eines Tages merkte Chino, dass es doch eine Chance gab: „Als ich im Haus meiner Eltern in Nagano durch das Fernsehprogramm zappte, hieß es auf einem Sportsender, dass der Ootake-Stall noch Ringer suchte. Da hab ich sofort angefangen zu fressen.“ Die nötige Beweglichkeit hatte Chino noch von seinem Training auf dem Eis. Und siehe da: Beim Probetraining überzeugte den Meister in Tokio Takahiro Chinos starker Wille, und er nahm ihn auf. Beharrlichkeit ist das Wichtigste, sagen sie bei Ootake.

Seitdem darf Chino sich Profiringer nennen, aber so richtig glamourös ist das nicht. Er bekommt Kost und Logis, aber kein großes Gehalt. In einem kleinen Häuschen in einer engen Straße im Südosten Tokios schläft er nachts auf einer auf dem Küchenboden ausgerollten Matte. Seine Tage ver-

**Nachts
schläft er in der
Küche auf
einer
ausgerollten
Matte**

bringt er vor allem mit Training, Essen, Training und Essen. „Beim Sumo wirst du nur sehr langsam stärker. Vor allem, wenn du nicht so massiv bist. Ich muss deshalb meine Schnelligkeit und Technik trainieren. Und so viel zunehmen, wie es geht.“

Teil des Lebensstils sind strenge Hierarchien. Unangenehm für die Jüngsten und Schwächsten, aber so sind eben die Regeln. So war es über Jahre Takahiro Chino, der täglich nach dem Training das Essen für alle anderen kochen musste, viel Reis mit Gemüse und Hühnerfleisch. „Ich bin auf einem guten Weg“, sagt Chino. „Aber ich muss mich total im Training auflösen.“

Viele Menschen in Japan vereint das völlige Vertiefen in die Tätigkeit – was immer sie auch tun. Die Arbeit um ihrer selbst willen. Einen guten, gründlichen Job machen, nicht weil es dann einen Bonus gibt, sondern weil die Arbeit gut gemacht wird. Die Schattenseite davon ist, dass viele Arbeitnehmer sich so sehr in den Dienst der Firma oder der Sache stellen, dass sie manchmal ihr Privat- und Familienleben vernachlässigen.

Man bemüht sich nicht nur wegen des Ergebnisses, sondern genauso wegen des Vorgangs, der zum Ergebnis führt. Kouchi Higuchi hat gemerkt, dass er ohne das nicht kann. Im siebten Stock eines Bürogebäudes im Zentrum von Tokio läuft er morgens im Blaumann durch die Gänge. Sein Job ist es, die Klimaanlage und die Stromversorgung zu prüfen: einmal in jedes Büro, von der Anwaltskanzlei bis zur Werbeagentur, und die Angaben abgleichen mit den Standmeldungen im Kontrollraum. Dann geht es ins nächste Stockwerk. „Sieht gut aus“, nickt er.

Kouchi Higuchi ist 68, vor acht Jahren musste der Automechaniker altersbedingt in Rente gehen, wie es das Gesetz vorsieht. Aber nach ein paar Wochen auf der Couch juckte es ihn. „Ich fühlte mich so nutzlos.“ Zuerst heuerte er bei der Stadtverwaltung seines Wohnorts an, am Rande Tokios. Als er mit 65 auch dort zu alt war und ausscheiden musste, fand er seinen aktuellen Job: in der Gebäudeinstandhaltung. Kouchi Higuchi ist körperlich fit. Er arbeitet weiter, wie viele Rentner in Japan, weil er kann und will. Er macht es sogar für ein Drittel seines Lohns vor Rentenantritt. „Meine Frau ist auch 68, die arbeitet in einem Gemüsegeschäft.“

Geht es um's Geld? Ja, aber es ist nicht nur das. „Ich will nützlich sein, so lange wie möglich.“ Das klingt fast zu kitschig, aber wenn man diesen Mann vorbei an den Bürotüren durch die Gänge spazieren sieht, glaubt man ihm. Er wirkt einfach fröhlich und ausgefüllt. Wohl noch mehr als in manch anderen als arbeitsam bekannten Ländern gelten Unermüdlichkeit und Aufopferung in Japan als Tugend. Kouchi Higuchi fährt jeden Morgen eine Stunde zu seinem neuen Job in diesem Bürogebäude. „Immer, wenn es ein Problem mit der Klimaanlage oder dem Strom gibt, helfe ich den Leuten, und sie danken es mir. Das macht mich glücklich.“ Kann es so einfach sein?

STICHWORT WELTKULTURERBE

Beim Bau des bis dahin größten Wasserstaudamms am Nil in Ägypten im Jahr 1960 drohten Tempelanlagen für immer im angestauten Wasser zu versinken.

Damals entstand die Idee, dass besonders wertvolle Zeugnisse und Werke der Vergangenheit für die Nachwelt erhalten werden müssten. Seitdem trifft sich einmal im Jahr ein Auswahlkomitee der UNESCO und entscheidet darüber, welche Kulturdenkmäler oder Naturstätten als Weltkulturerbe gelten und deshalb unter besonderen Schutz gestellt werden sollen. Zum Weltkulturerbe gehört der Kölner Dom genauso wie die Lagune von Venedig, das Taj Mahal in Indien oder der Yellowstone-Nationalpark in den USA.

Insgesamt gibt es heute 1.073 Objekte, die auf der Liste des Weltkulturerbes stehen, und jedes Jahr kommen neue hinzu. Auseinandersetzungen gab es in den letzten Jahren in Dresden. Die wegen ihrer Schönheit berühmte und viel besuchte Flusslandschaft der Region galt als Weltkulturerbe. Doch nach dem Baubeginn einer Brücke, die das Panorama empfindlich stört, strich die UNESCO das Elbtal wieder aus der Liste.

Kouchi Higuchi zuckt mit den Schultern. Ja, sei es, jedenfalls im hohen Alter, wenn man den größten Teil des Lebens schon hinter sich habe.

Das selbstlose Auflösen in der Tätigkeit. Alle sollen profitieren. Es klingt nach Idealen für eine Gesellschaft voller Fleiß und Fairness, nahezu utopisch. So funktioniert also Japan? Zurück in Nagoya, bei Shobei Tamaya, dem Puppenbauer. Auf seinem Werkstisch steht jetzt eine Bogenschützenfigur, die sich durch in ihr drehende Zahnräder mit dem Arm einen Pfeil aus dem Köcher zieht und dann mit einem Bogen auf eine rund einen Meter entfernte Zielscheibe schießt. „Treffer!“ Shobei Tamaya jubelt. Zum ersten Mal blickt er entspannt durch den Raum. „Als ich jung war, gab mir mein Vater vor, diesen Bogenschützen nachzubauen. Ein echter Klassiker. Es war mein Meisterstück.“

Das Original, anders als Tamayas Werk, ist nicht mehr in Gebrauch. Es ist anderswo hinter einer Vitrine versteckt, wo man es weder in Aktion sehen noch die Bauart nachvollziehen kann. Der Toyota-Konzern, einer der größten Autobauer der Welt, hält es im Sammlerbesitz. „Das ist der Weg zu finanziellem Reichtum“, sagt Shobei Tamaya und verschwindet im Materialraum. Aber man könne auch nach etwas anderem suchen. ←

Grüner wird's nicht

Die deutschen Wälder sind für alle da, und dennoch gehören sie ja wem. Über ein blühendes Miteinander Von Lisa Neal

→ Wenn man über Deutschland fliegt, sieht man zahlreiche Felder, so einige Städte, Flüsse und Berge, aber eben auch: ziemlich viel Wald. Ein gutes Drittel des Landes besteht daraus, das sind rund 90 Milliarden Bäume. In den vergangenen Jahren sind es sogar ein bisschen mehr geworden.

Die Deutschen und ihr Wald, das ist schon eine sehr spezielle Beziehung. Zu allen Zeiten war er für Literaten, Künstler und Naturliebhaber ein Sehnsuchtsort: ein Platz, an dem der Alltag ganz schnell einer gewissen Magie weicht, die Hektik im Angesicht des über Jahrhunderte Gewachsenen keine Chance hat. Das Gute ist: Jeder darf „zum Zwecke der Erholung“ in den Wald hinein, selbst wenn über 40 Prozent der Fläche in privaten Händen ist. Mit dem Besitz verbindet sich auch die Verantwortung für den Wald.

Noch im Mittelalter durfte sich jeder im Wald bedienen, Holz schlagen, Pflanzen ausreißen oder Tiere jagen. Irgendwann nahmen die Wälder dadurch Schaden, die Nutzungsrechte wurden eingeschränkt, die Besitzverhältnisse geklärt. Einen guten Teil des Waldes beanspruchten die Könige für sich und vergaben Lehen an geistliche und weltliche Herrscher. Bis heute gehören manche Adelshäuser zu den größten Waldbesitzern: Die Thurn und Taxis haben 20.000 Hektar, die Fürstenbergs 18.000 und die Hohenzollern 15.000.

Als Erfinder des nachhaltigen Umgangs mit dem Wald gilt Hans Carl von Carlowitz. In seinem Buch „Sylvicultura Oeconomica“ (1713) schreibt der Kenner des Forstwesens, dass es wichtig sei, zu wissen, „wie eine sothane Conservation und Anbau des Holtzes anzustellen / daß es eine continuierliche beständige und nachhaltige Nutzung gebe“. Nutzen und Schützen gilt seitdem als Grundsatz der Forstwirtschaft.

Immer wieder ist der Wald auch ein Politikum. Als Folge von durch Luftverschmutzung verursachtem sogenannten sauren Regen wird 1979 in Deutschland das Waldsterben prophezeit, was der Ökologiebewegung großen Zulauf von Naturfreunden beschert. Um den Wald zu schützen, fördert der Bund aufwendige Kalkbehandlungen der Waldflächen. Teil der Schutzmaßnahmen sind seit 1986 auch die Bundeswaldinventuren (BWI). Dabei wird etwa alle zehn Jahre untersucht, wie es um die Wälder steht. Im Jahr 2012 hat die letzte Inspektion unter anderem gezeigt, dass insbesondere der Bestand an Fichten im Vergleich zu 2002 zurückgegangen ist.

Gründe hierfür sind Stürme, Insekten und die durch den Klimawandel zunehmende Trockenheit. Nicht gut für die Holzindustrie, denn die Fichte ist ihr wichtigster Baum. „Um diese Entwicklungen zu beobachten, läuft gerade eine kleine Inventur, die Ergebnisse gibt es Anfang 2019“, sagt Heino Polley, wissenschaftlicher Koordinator der BWI.

Der Schutz des Waldes soll nicht nur Spaziergängern und Pilzsammlern zugutekommen, er sorgt auch dafür, dass mit dem Holz Geld gemacht wird. Die Holzwirtschaft setzt jährlich 180 Milliarden Euro um. Und damit der Bau- und Brennstoff nicht ausgeht, muss sorgfältig aufgeforstet werden.

Die wenigsten Waldbesitzer können vom Holzverkauf leben, denn im Schnitt gehören jedem nur drei Hektar. „Viele schließen sich in Forstbetriebsgemeinschaften oder zu Forstgenossenschaften zusammen“, erklärt Michael Blaschke vom Landesbetrieb „Wald und Holz NRW“. Der Wald verpflichtet seine Besitzer schließlich zur nachhaltigen Pflege. Wer sich davon nicht abschrecken lässt, kann Wald relativ günstig erwerben: Den Quadratmeter bekommt man für rund zwei Euro. Aber warum sollte man ihn kaufen, wenn man das Naturerlebnis völlig umsonst haben kann. ←

Der Hambacher Forst war mal 5.000 Hektar groß. Für den Braunkohletagebau soll er auf 300 schrumpfen. Deswegen verschanzen sich junge Aktivisten dort, um ihn zu schützen



Es war einmal in

Die größten Erdölreserven der Welt sichern den Wohlstand für alle. Das war der Plan. Heute fehlt es in Venezuela an Lebensmitteln, Medikamenten in den Krankenhäusern, Strom und Wasser. Wie konnte es dazu kommen? Die Chronik eines Abstiegs

Von Sebastian Erb

Amerika



Zu wenig für alle:
Menschen stehen
im Februar 2016 in
Caracas für Lebens-
mittel an

1914: Das Öl sprudelt

Venezuela ist ein ziemlich armes Land, viele Menschen sind Analphabeten und bauen selbst Getreide und Gemüse an, als Geologen der Caribbean Oil Company im venezolanischen Bundesstaat Zulia das erste größere Erdölvorkommen für sich entdecken. Seit dem 31. Juli 1914 sprudelt es aus einem 135 Meter tiefen Loch neben dem Maracaibo-See, 264 Barrel am Tag. Präsident Juan Vicente Gómez verlangt von den ausländischen Firmen zunächst keine Steuern und Förderzinsen, im Gegenzug stützen diese seine Diktatur. Die Regierung baut Straßen und Telegrafmasten und kann ihre Staatsschulden zurückzahlen. Vom neuen Reichtum profitieren zuallererst die Mächtigen. Als Gómez 1935 stirbt, ist er einer der wohlhabendsten Männer Lateinamerikas – und Venezuela der größte Ölexporteur der Welt.

1936: Die erste Warnung

Weil Venezuela immer mehr Öl exportiert und die US-Wirtschaft in die Krise geraten ist, ist der venezolanische Bolívar plötzlich eine der stärksten Währungen der Welt. Daran geht die Landwirtschaft kaputt, von der die meisten Venezolaner bisher gelebt haben: Es lohnt sich einfach nicht mehr, Kaffee und Kakao zu exportieren, da sich die Kunden im Ausland die venezolanischen Produkte nicht mehr leisten können. Dafür können die Venezolaner nun selbst importieren wie nie. Arturo Uslar Pietri warnt als einer der Ersten vor dem Fluch des Öls. Der Journalist und Literat schreibt am 14. Juli 1936 in einem Zeitungskommentar: „Wir müssen das Öleinkommen in einen Agrarkredit umwandeln.“ Sinnvoll investieren also, nicht verschwenden. Das werden später viele Präsidenten aufgreifen.

1953: Modernisierung ohne Grenzen

Was tun mit den vielen Petrodollars? Marcos Pérez Jiménez, der junge General, der sich 1952 selbst zum Präsidenten ernannt, lässt Architekten aus den USA und Europa einfliegen, die eine Autobahn durch einen Berg zum Flughafen bauen sowie riesige Viadukte und Wolkenkratzer. Die Hauptstadt Caracas, in der es noch viele Lehmhütten gibt, wird zu einer futuristischen Metropole. Im ganzen Land errich-

tet man Elektrizitätswerke und Krankenhäuser, die Malaria wird deutlich eingedämmt. All das kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Venezuela vom Rohstofffluch befallen ist, wie Ökonomen es nennen: Das Land hängt von einem einzigen Exportgut ab, dem Öl, das inzwischen aus mehr als 9.000 Bohrlöchern gepumpt wird. Und das ist gar nicht gesund, weil man vom Ölkurs abhängig ist und der Rest der Wirtschaft vernachlässigt wird.

1976: Der Traum vom „Großen Venezuela“

An der ersten Ölkrise 1973 kann man ablesen, wie mächtig die OPEC ist, der Zusammenschluss erdölfördernder Länder, bei dem Venezuela 1960 Gründungsmitglied war. Einige der Mitglieder beschließen, die Ölpreise in die Höhe zu treiben und gleichzeitig ein Embargo gegen Israel-freundliche Staaten zu verhängen. Während in den USA und der Bundesrepublik die Autos stehen bleiben, fließt in Venezuela das Geld. Das venezolanische Pro-Kopf-Einkommen ist ähnlich hoch wie in der Bundesrepublik. Es wächst eine Mittelschicht heran, die das schöne Leben entdeckt. Der demokratisch gewählte Präsident Carlos Andrés Pérez entwirft den Plan von einem „Großen Venezuela“, das sich nachhaltig wirtschaftlich entwickeln soll. Er verstaatlicht die Ölreserven, führt Sozialleistungen ein und investiert in Bildung.

Die zweite Ölkrise in den 1980er-Jahren – ausgelöst von der Revolution in Iran und dem ersten Golfkrieg – macht dies zunichte. Der Ölpreis fällt in den Keller, 1983 wird der Bolívar massiv abgewertet, in Venezuela wird alles teurer. Als aufgrund der gestiegenen Benzinpreise auch die für Bustickets über Nacht erhöht werden, gehen die Leute auf die Straße. Die Ausschreitungen im Jahr 1989 werden brutal niedergeschlagen und enden mit vielen Toten. Lange Zeit wird sich keine Regierung an den Benzinpreis trauen. Benzin ist bald billiger als Wasser.

1998: Chávez gewinnt – und verzockt sich

1992 hatte der Oberstleutnant Hugo Chávez Frías noch versucht, per Militärputsch an die Macht zu kommen. Auf demokra-

tischem Weg hat er im Jahr 1998 Erfolg. Als Präsident will er das Land von der verkrusteten Parteienlandschaft befreien, lässt eine neue Verfassung ausarbeiten. „Venezuela verfügt über so viel Reichtum, der ein Jahrhundert lang an die Weltmächte verschenkt wurde, und uns blieb nur das Elend“, sagt Chávez in olivgrüner Uniform in einer Ausgabe seiner Fernseh-sendung „Aló, Presidente“, in der er sonntags stundenlang seine Politik erklärt. Jetzt endlich soll das Erdöl für alle Ernte abwerfen, verspricht er.

Nachdem er 2002 kurzzeitig aus dem Amt geputscht wird – vermutet wird eine Beteiligung der USA – und einen zweimonatigen Massenstreik übersteht, entlässt Chávez Tausende von Arbeitern des staatlichen Ölkonzerns und ersetzt sie mit regierungstreuen Leuten. Dabei geht viel Know-how verloren. Weil der Ölpreis stark steigt – um das Fünffache allein in den ersten fünf Jahren seiner Präsidentschaft – und die Einnahmen so hoch sind wie nie, hat er Gestaltungsspielraum.

Chávez richtet Sozialprogramme ein. In den Armenvierteln versehen Ärzte aus Kuba ihren Dienst, Sozialwohnungen werden gebaut, Strom und Wasser subventioniert. Seinen Anhängern gefällt das, Chávez gewinnt eine Wahl nach der anderen. Die Zahlen geben ihm recht: Armut, Ungleichheit und Kindersterblichkeit gehen zurück, mehr Venezolaner können lesen und schreiben. Doch weiterhin wird wenig in andere Wirtschaftssektoren investiert, die Abhängigkeit vom Öl bleibt.

Die Kriminalität bekommt die Regierung jedoch nicht in den Griff. Mit jährlich mehr als 100 Morden pro 100.000 Einwohner ist Caracas eine der gefährlichsten Städte der Welt. Und es bleibt das Importproblem: 70 Prozent der verkauften Produkte werden eingeführt. Essen, Klamotten, Handys. Damit die Preise nicht explodieren, führt die Regierung für die Güter des täglichen Bedarfs Festpreise ein. Es rentiert sich, nicht nur Benzin über die Grenze nach Kolumbien zu schmuggeln, sondern auch Mehl oder Milchpulver.

Sparen hingegen lohnt sich nicht wegen der hohen Inflation, deshalb kauft, wer kann, harte Währungen. Weil dadurch der Bolívarkurs weiter sinkt, führt die Regierung einen fixen Dollarkurs ein. Wer zu diesem Kurs Dollars eintauschen

darf, da er beispielsweise Medikamente importieren soll, kann wie von Zauberhand sein Geld vermehren, wenn er stattdessen die Dollars auf dem Schwarzmarkt zurück in Bolívars tauscht. Denn der Bolívar ist in der Realität viel weniger wert, als die Regierung es gern hätte: Auf dem Schwarzmarkt bekommt man ein Zigfaches vom offiziellen Kurs, später sogar hundertmal so viel.

Ab 2007 führt Chávez den „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“ ein, nach und nach werden private Unternehmen enteignet. Gleichzeitig versucht er, seine Revolution nach ganz Lateinamerika zu exportieren, verteilt großzügig Öl – und übernimmt sich dabei. Denn nachdem der Ölpreis 2008 seinen Höhepunkt erreicht hat, stürzt er ab. Was hoch bleibt, sind die Staatsausgaben und die Korruption. Im Jahr 2012 sollen allein durch Wechselbetrug 20 Milliarden Dollar versickert sein.

2013: Ein schwieriges Erbe

Nachdem Hugo Chávez Anfang 2013 an Krebs gestorben ist, kommt Vizepräsident Nicolás Maduro an die Macht. Der frühere Busfahrer mit dem markanten Schnauzbart ist im Vergleich zu Chávez ein langweiliger Redner ohne greifbare Vision. Obwohl nicht beliebt, kann er sich halten, weil er das Militär hinter sich weiß, die Opposition zersplittert ist und er das Erbe von Chávez bewahrt, dem viele nachtrauern.

Die Menschen haben jetzt sogar Schwierigkeiten, Klopapier zu kaufen. Hier zeigt sich die gesamte Misere der Wirtschaft. Die Herstellerfirmen bekommen keine Dollars zum offiziellen Kurs von der Bank, um die Rohstoffe zu beziehen. Und wenn sie welche importieren können, müssen sie oft Schmiergelder bezahlen. Da die Regierung die Verkaufspreise sehr niedrig festgelegt hat, zahlen die Hersteller am Ende häufig sogar drauf. Die Händler horten Rollen, um sie teuer an die ungeduldigen Kunden weiterzuverkaufen. Diese decken sich mit viel mehr Toilettenpapier ein, als sie brauchen, sobald es irgendwo welches gibt.

Die leeren Regale werden zum Politikum. „Wollt ihr das Vaterland, oder wollt ihr Klopapier?“, fragt der Außenminister. Der Chef der Statistikbehörde

argumentiert: Der Mangel an Klopapier belege doch nur, dass die Venezolaner jetzt mehr aufs Klo müssen. Weil sie mehr zu essen hätten.

2016: Tief in der Krise

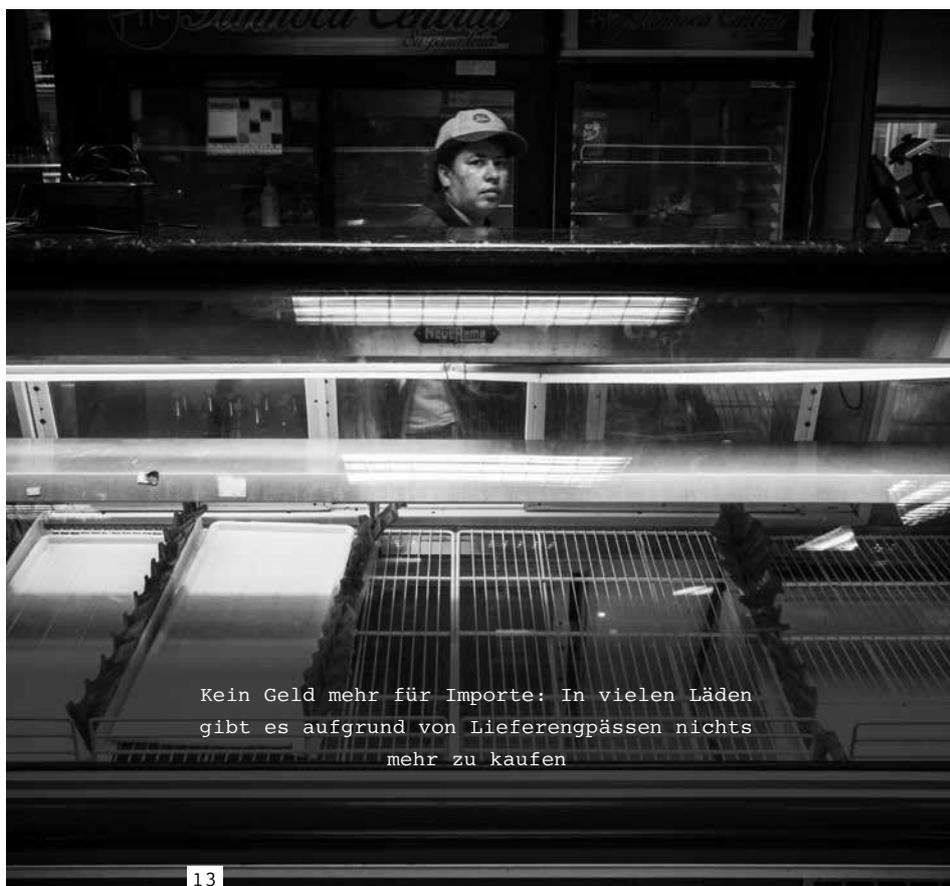
Venezuela wird abgehängt, nach und nach stellen internationale Airlines ihre Flüge dorthin ein. Die Lufthansa beispielsweise, für die Caracas einst ein wichtiges Drehkreuz war, landet dort im Sommer 2016 zum letzten Mal. Der Grund: Die Regierung schuldet den Airlines Millionen aus Ticketverkäufen, da sie es nicht schafft, genügend Bolívares in Dollar umzutauschen.

Eigene Fehler will die Maduro-Regierung nicht wahrhaben, sie präsentiert sich als Opfer in einem Wirtschaftskrieg mit den USA, die mit sicherheitspolitischer Begründung mehrfach Sanktionen gegen das Land verhängten, darunter ein eingeschränktes Ölembargo im Jahr 2011. Dass man selbst nicht in der Lage ist, die verstaatlichten Firmen ordentlich zu führen, und Strom und Wasser regelmäßig abgestellt werden, verschweigt man lieber. Viele Menschen haben nicht genügend zu essen. In den staatlichen Supermärkten ist der Verkauf streng rationiert, einkaufen darf man nur einmal die Woche nach langem Schlan-

gestehen. Ein neuer Berufszweig ist entstanden: Die „Bachaqueros“, die Schwarzmarkthändler, kaufen Shampoo oder Nudeln billig ein und verticken sie weiter, zehnmal so teuer. Zwei Pakete Maismehl, aus dem die Venezolaner traditionell ihre Frühstücksfladen backen, verschlingen den Lohn einer Woche. In den Krankenhäusern und Apotheken gibt es kaum noch Medikamente. Viele Kinder sind unterernährt, weil sie vor allem Mangos essen. Wer im Café einen Kaffee trinken will, muss einen ganzen Stapel 100-Bolívar-Scheine auf den Tisch blättern. 2017 wird die Inflationsrate auf 500 bis 700 Prozent gegenüber dem Vorjahr klettern, je nach Schätzung.

2017: Ein Fluch für immer?

Wie schon 2014 protestieren Hunderttausende im Land gegen die Regierung, mehr als hundert Menschen werden dabei getötet. Maduro lässt eine verfassungsgebende Versammlung wählen, die das Parlament ersetzt und ihm mehr Macht sichern soll. Das Land droht in einen Bürgerkrieg abzugleiten. Erdöl kann immer weniger gefördert werden, weil die Anlagen marode sind. Theoretisch würden die Vorräte noch mindestens drei Jahrhunderte reichen. ←



Kein Geld mehr für Importe: In vielen Läden gibt es aufgrund von Lieferengpässen nichts mehr zu kaufen

Kalte Kartoffeln

Weltweit schrumpft der Artenreichtum, auch bei Nutzpflanzen wie Kartoffeln oder Weizen. Daher landen in Norwegen die Schätze aus 13.000 Jahren Landwirtschaft im Tresor

Von Florian Sievers

→ Longyearbyen ist zwar der größte Ort der norwegischen Inselgruppe Spitzbergen, besteht aber aus nicht mehr als ein paar Häuschen zwischen meist verschneiten Bergen am Ufer des arktischen Ozeans. Das Kaff mit gerade mal 2.100 Einwohnern ist eine der nördlichsten Siedlungen der Welt, nur 1.300 Kilometer vom Nordpol entfernt. Und trotzdem – oder besser gesagt: gerade deshalb – verzeichnet der örtliche Flughafen einiges an Verkehr, regelmäßig landen auf seiner einzigen Piste Maschinen aus aller Welt. Ihre Fracht: grüne und graue Plastikkisten, die auf Lastwagen umgeladen werden. Anschließend geht die Fahrt rund einen Kilometer den nächsten Berg hinauf und dann in eine kleine Sackgasse. An deren Ende ragt ein riesiges Betondreieck aus dem Berg, an der Spitze funkelnde Glasfragmente,

darunter eine schwere Tür aus gebürstetem Stahl. Es sieht ein bisschen aus, als habe hier ein Stararchitekt für einen James-Bond-Film eine Schurkenzentrale entworfen.

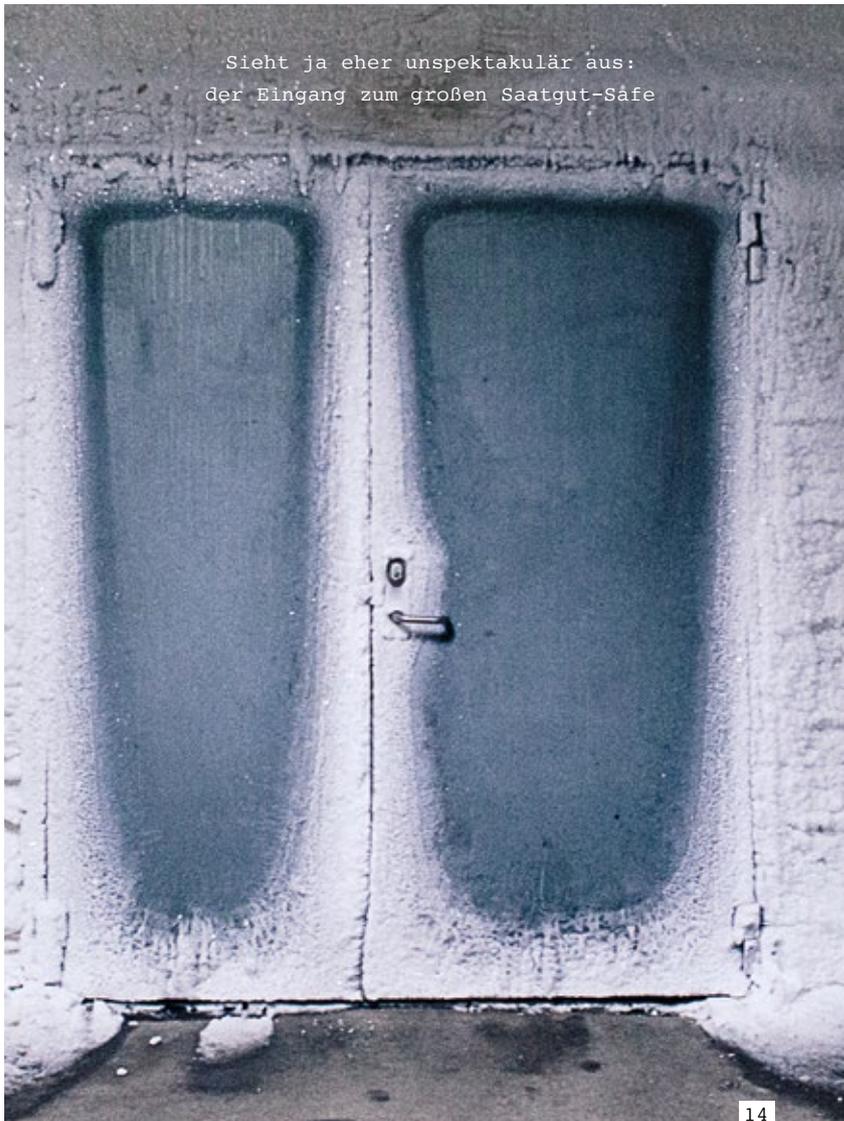
„Svalbard Global Seed Vault“ steht neben der Stahltür. Dahinter erstreckt sich ein 100 Meter langer Gang, am Ende eine Luftschleuse. Nach deren Öffnen flackert Neonlicht auf und beleuchtet drei große Säle voller Metallregale, in denen Unmengen der grauen und grünen Plastikkisten gestapelt sind, säuberlich beschriftet mit Aufklebern und Strichcodes. Hier liegt einer der größten Schätze der Menschheit: fast eine

Million Tütchen mit Samen von landwirtschaftlichen Nutzpflanzen – von Amaranth und dem Viehfutter Alfalfa bis zu Wassermelonen oder Weizen, dazu zahllose Arten von Reis, Kartoffeln und Futterpflanzen. Insgesamt sind es Samen von einem Drittel der weltweit erfassten Nutzpflanzen, allesamt akribisch verpackt, bei minus 18 Grad Celsius eingefroren und darum einige Jahrzehnte oder bis über 10.000 Jahre haltbar, je nach Pflanzenart.

„Dies ist die Arche Noah der Samen“, sagt Cary Fowler. Der US-amerikanische Agrarwissenschaftler gilt als Vater des Svalbard Global Seed Vault. Sein „globaler Samenspeicher“ ist eine Art Rückversicherung für Saatgut- oder Gendatenbanken. In solchen Einrichtungen bewahren Forscher und Züchter weltweit Proben von Pflanzensamen auf. Ihre überschüssigen Samen können sie kostenlos auf Spitzbergen, auf Norwegisch: Svalbard, lagern. Für den Notfall.

In den rund 13.000 Jahren, in denen die Menschheit nun schon gezielt Landwirtschaft betreibt, hat sie über Zucht und Auswahl eine riesige Vielfalt an Nutzpflanzen geschaffen. Diese sind oft perfekt an die lokalen Begebenheiten angepasst. So unterscheiden sich je nach Herkunftsland etwa Kartoffelsorten in ihrer Widerstandskraft gegen Nässe oder Hitze, Schädlinge oder bestimmte Krankheiten.

Doch rund um die Erde gehen zunehmend Arten verloren, die Vielfalt wird zur Einfalt. Ein wichtiger Grund: Die Agrarindustrie setzt auf die immer gleichen Sorten. Experten schätzen, dass im vergangenen Jahrhundert weltweit bereits die Hälfte aller Nutzpflanzen verschwunden ist. So waren 1903 in den



Sieht ja eher unspektakulär aus:
der Eingang zum großen Saatgut-Safe



bergen anrufen. Der Global Seed Vault, der überwiegend von der Bill und Melinda Gates Stiftung finanziert wird, lagert die Schätze kostenlos in den Tresorräumen. Und die Eigentümer können ihr Samen-Back-up jederzeit zurückverlangen.

Bis dahin sind die Samen vergleichsweise sicher aufbewahrt. So wurde die insgesamt rund 1.000 Quadratmeter große Anlage in stabilen Sandstein gesprengt. Der eiskalte Fels kann die Samen auch dann vor dem Auftauen bewahren, wenn die Kühlsysteme der Anlage mal ausfallen sollten. Erdbeben sind in der Region keine zu erwarten.

Die Lage des Seed Vault 130 Meter über dem Meeresspiegel müsste nach Berechnungen von Fowler und seinen Kollegen sogar ausreichen, falls eines Tages sämtliches Eis der Polkappen und Grönlands abgeschmolzen sein sollte. Dann stiege der Meeresspiegel nämlich um 70 Meter. Allerdings ist

USA 408 Erbsenarten in Gebrauch, 1983 waren es nur noch 25. Und an lediglich zwölf unterschiedlichen Pflanzen hängt das Gros der globalen Lebensmittelversorgung.

Hier kommen die weltweit rund 1.750 Saatgutbanken ins Spiel, darunter die deutsche Gendatenbank in Gatersleben im Nordharz. In ihren Gefriertruhen lagern häufig noch Samen von Sorten, die längst nicht mehr genutzt werden. Auf diesen Reichtum können Züchter zurückgreifen, wenn sie neue Sorten erstellen wollen. Im Erbgut der Samen finden sich zahllose Eigenschaften, die in Zukunft vielleicht einmal nützlich sein werden – beispielsweise Immunität gegen bestimmte Schimmelpilze oder Schädlinge, die eines Tages die globale Versorgung mit Reis oder Weizen bedrohen könnten. Der Artenreichtum, den Saatgutbanken verwalten, kann darum den Unterschied ausmachen zwischen Essen und Hungern. „Ohne die Vielfalt, die sich in den Saatgut-sammlungen findet, wird die Landwirtschaft scheitern“, sagt Cary Fowler.

Doch Naturkatastrophen oder Kriege bedrohen weltweit die Sammlungen, die oft einzigartige Pflanzensamen beinhalten – und noch häufiger schlichter Geldmangel. So galt eine Gen-Datenbank auf den Philippinen wegen ihrer klapprigen Kühltruhen lange als Sorgenkind: Wenn die Kühlung ausfällt, werden die Samen unbrauchbar. Bei solchen Notfällen können Züchter oder Forscher nun auf Spitz-

schon mehrmals Wasser in die Anlage gelaufen, weil ringsum im Permafrostboden kein Permafrost mehr herrscht, er also nicht mehr ohne Unterbrechung gefroren ist. Schon im Eröffnungsjahr 2008 verformte sich dadurch die Stahlummantelung des Eingangstunnels. Und erst kürzlich lief Wasser hinein, das zu Eis wurde. Das mussten Arbeiter dann mühsam mit Spitzhacken entfernen. Künftig aber sollen Gräben und Trennwände jedes Tau- und Regenwasser abhalten. Sicher ist sicher.

Und nicht zuletzt kommen im abgeschiedenen Longyearbyen nur selten Fremde vorbei, die Böses im Schilde führen. Und wenn doch, würden sie in dem winzigen Kaff schnell auffallen. ←

APROPOS ARTENSCHUTZ

Der Artenschutzbericht des Bundesamts für Naturschutz sieht nicht gut aus: Von den rund 71.500 bekannten Tier-, Pflanzen- und Pilzarten hierzulande stehen 32.000 auf den Roten Listen, die Auskunft über das aktuelle Ausmaß ihrer Gefährdung geben. Fast ein Drittel dieser Arten ist bestandsgefährdet, und 5,6 Prozent sind bereits ausgestorben oder verschollen. Weltweit verschwinden jährlich 50.000 Tier- und Pflanzenarten – so viele wie noch nie in der geologischen Geschichte der Erde. Für den Schwund gibt es viele Gründe. Ein wichtiger: die intensive Landwirtschaft mit einigen wenigen Pflanzen- und Tierarten. Weitere Faktoren sind Baumaßnahmen wie neue Wohn- und Gewerbegebiete oder neue Autobahnen. Dazu kommen Fischerei, Umweltverschmutzung oder Freizeitaktivitäten, die Ökosysteme stören. So lassen sich die zahlreichen Faktoren für den Rückgang des Artenreichtums auf einen Verursacher zurückführen: den Menschen.

Kümmere du

Eigentlich schön, wenn mal was allen gehört. Das Dumme ist nur, dass sich dann niemand so richtig verantwortlich fühlt. Über die Tragik der Allmende

Von Lavinia Schwedersky

→ Vielleicht ist das mit den Weltmeeren so wie mit einer WG-Küche: Alle wollen, dass es dort sauber ist. Und es soll auch immer genug zum Essen da sein, Fisch zum Beispiel. So weit sind sich alle einig. Wenn es aber darum geht, den wünschenswerten Zustand herzustellen, fangen die Streitereien an. Aufs Saubermachen hat schließlich niemand wirklich Lust, die Hygienebedürfnisse sind unterschiedlich. Und manche Leute in der WG nehmen gern mal mehr aus dem Kühlschrank heraus, als sie selbst einkaufen.

Das Management von Gütern, die allen Menschen gehören, ist tatsächlich auf globaler wie auf lokaler Ebene eine ziemlich große Herausforderung. Die Weltmeere sind überfischt, Regenwälder werden abgeholzt, die Erdatmosphäre ist ganz schön stickig, und öffentliche Plätze in Großstädten vermüllen schnell. Das will eigentlich keiner, aber es passiert trotzdem.

Die Allmende (auf Englisch: commons), wie man solche Gemeingüter nennt, an denen alle Gemeindemitglieder das Recht zur Nutzung haben, ist seit vielen Jahren Forschungsgegenstand von Wirtschaftswissenschaftlern, Psychologen und Historikern. Sie umfasst etwa Wege, Wälder, Wiesen, Heiden, Moore oder auch den Löschteich. Schon im Mittelalter hat es in den meisten Dörfern in Europa eine gemeinschaftlich genutzte Weide gegeben. Das Land gehörte zwar Grundbesitzern, aber das Gewohnheitsrecht machte es allen zugänglich. Um die Nachhaltigkeit zu garantieren, wurde die Nutzung der Gemeingüter zunehmend detailliert geregelt. Als die Eigentümer später wegen zunehmender Flächenknappheit dazu übergingen, die bisherigen Allmenden für sich privat zu nutzen, kam es insbesondere in England zu heftigen Protesten.

Als eine Art Weide für alle könnte man heute das Allmende-Kontor auf dem Tempelhofer Feld in Berlin bezeichnen. Seit 2011 gärtnern hier mittlerweile etwa 700 Mitglieder. Sie haben so gemeinsam eine beeindruckende Landschaft aus Hochbeeten und Sitzgelegenheiten entstehen lassen. Das eigene Beet pflegt jeder selbst, um die gesamte Anlage kümmern sich alle gemeinsam. Um das zu organisieren und sich darüber hinaus auszutauschen, finden regelmäßige Treffen statt. Obwohl es auch hier hin und wieder vorkommt, dass Leute sich unerlaubt am Obst und Gemüse bedienen, scheint das Allmende-Konzept insgesamt aufzugehen, nämlich „die nachhaltige und solidarische Nutzung und Pflege von Ressourcen nach Regeln, die von den Mitgliedern der Gemein-



Inter Nr. 64, Thema: Reichtum

dich doch!



Und wer räumt auf? In einer WG kann man gut testen,
wie es so mit dem Eigentum für alle klappt

Wer überall Müll herumliegen sieht, lässt selbst auch eher mal was fallen

schaft selbst gesetzt werden“, wie es in der Satzung heißt. Die US-amerikanische Nobelpreisträgerin Elinor Ostrom zeigte, dass vor allem lokale Institutionen dabei helfen, Güter effektiv für das Gemeinwohl zu nutzen. Wenn Menschen in Genossenschaften oder Räten organisiert sind, tendierten sie dazu, den gemeinsamen Reichtum zu erhalten und womöglich sogar zu mehren. In Teilen des Schweizer Alpenraums werden Allmenden nach solidarischen Regeln seit über einem halben Jahrtausend bewirtschaftet. Mit ihrer Forschung wandte sich Ostrom in erster Linie gegen Befürworter einer starken zentralstaatlichen Kontrolle, aber auch gegen Wirtschaftswissenschaftler, die zur Lösung des Allmende-Problems Privatisierungen bevorzugen.

Müsste es nicht aber auch ohne Organisation funktionieren, dass Menschen sich zum Beispiel um die Sauberkeit von öffentlichen Straßen und Plätzen kümmern, wenn sie selbst Sauberkeit gut finden? Psychologen haben interessante Hinweise darauf gefunden, warum das leider nicht so einfach ist: So neigen Menschen dazu, ab einer gewissen Verschmutzung eines Platzes selbst zur Vermüllung beizutragen. Das liegt daran, dass Menschen das Verhalten anderer in der Regel imitieren. Kommen wir an einen neuen Platz, suchen wir unbewusst nach Hinweisen auf vorherrschende Normen und Praktiken: Ist es hier üblich, Müll zu entsorgen, oder ist es okay, ein benutztes Taschentuch auf die Straße zu werfen? Der Psychologieprofessor Robert Cialdini machte ein Experiment, ob Autofahrer auf einem Parkplatz beim Einsteigen in ihren Wagen Flyer von ihrer Windschutzscheibe auf den Boden werfen oder ordnungsgemäß entsorgen. Das Resultat: Sahen die Autobesitzer kurz vor Einsteigen viel Müll auf dem Boden, ließen sie den Flyer auf den Boden fallen. War dieser sauber, hielten sie sich damit zurück.

Überhaupt ist unser Verhalten stark davon abhängig, zu welcher Gruppe wir gehören, welche Normen dort vorherrschen, wie wir uns dabei fühlen, welche Reaktionen wir von anderen erwarten und ob wir für Fehlverhalten möglicherweise bestraft werden. Das funktioniert besser, wenn die Gruppe klein ist. Bei größeren Gruppen – im Extremfall die Weltgemeinschaft – wird es schwierig, zumal die Identifizierung mit der Gruppe dann kaum möglich ist.

Das lässt sich gut am Beispiel des Klimawandels veranschaulichen. Obwohl alle Staaten der Welt ein Interesse daran haben müssten, die negativen Folgen des Klimawandels abzubremsen, wurde jahrzehntelang um ein gemeinsames Klimaschutzabkommen gestritten,

schafft selbst gesetzt werden“, wie es in der Satzung heißt.

Die US-amerikanische Nobelpreisträgerin Elinor Ostrom zeigte, dass vor allem lokale Institutionen dabei helfen, Güter effektiv für das Gemeinwohl zu nutzen. Wenn Menschen in Genossenschaften oder Räten organisiert

sind, tendierten sie dazu, den gemeinsamen Reichtum zu erhalten und womöglich sogar zu mehren. In Teilen des Schweizer Alpenraums werden Allmenden nach solidarischen Regeln seit über einem halben Jahrtausend bewirtschaftet. Mit ihrer Forschung wandte sich Ostrom in erster Linie gegen Befürworter einer starken zentralstaatlichen Kontrolle, aber auch gegen Wirtschaftswissenschaftler, die zur Lösung des Allmende-Problems Privatisierungen bevorzugen.

Müsste es nicht aber auch ohne Organisation funktionieren, dass Menschen sich zum Beispiel um die Sauberkeit von öffentlichen Straßen und Plätzen kümmern, wenn sie selbst Sauberkeit gut finden? Psychologen haben interessante Hinweise darauf gefunden, warum das leider nicht so einfach ist: So neigen Menschen dazu, ab einer gewissen Verschmutzung eines Platzes selbst zur Vermüllung beizutragen. Das liegt daran, dass Menschen das Verhalten anderer in der Regel imitieren. Kommen wir an einen neuen Platz, suchen wir unbewusst nach Hinweisen auf vorherrschende Normen und Praktiken: Ist es hier

üblich, Müll zu entsorgen, oder ist es okay, ein benutztes Taschentuch auf die Straße zu werfen? Der Psychologieprofessor Robert Cialdini machte ein Experiment, ob Autofahrer auf einem Parkplatz beim Einsteigen in ihren Wagen Flyer von ihrer Windschutzscheibe auf den Boden werfen oder ordnungsgemäß entsorgen. Das Resultat: Sahen die Autobesitzer kurz vor Einsteigen viel Müll auf dem Boden, ließen sie den Flyer auf den Boden fallen. War dieser sauber, hielten sie sich damit zurück.

Überhaupt ist unser Verhalten stark davon abhängig, zu welcher Gruppe wir gehören, welche Normen dort vorherrschen, wie wir uns dabei fühlen, welche Reaktionen wir von anderen erwarten und ob wir für Fehlverhalten möglicherweise bestraft werden. Das funktioniert besser, wenn die Gruppe klein ist. Bei größeren Gruppen – im Extremfall die Weltgemeinschaft – wird es schwierig, zumal die Identifizierung mit der Gruppe dann kaum möglich ist.

Das lässt sich gut am Beispiel des Klimawandels veranschaulichen. Obwohl alle Staaten der Welt ein Interesse daran haben müssten, die negativen Folgen des Klimawandels abzubremsen, wurde jahrzehntelang um ein gemeinsames Klimaschutzabkommen gestritten,

bis es schließlich im Dezember 2015 in Paris verabschiedet werden konnte. Viele Staaten hatten zuvor wirtschaftliche Einbußen befürchtet und fanden daher wenig Anreize, diese in Kauf zu nehmen, wenn sie sich nicht direkt von den Folgen des Klimawandels betroffen sahen. Das änderte sich erst allmählich, als die Auswirkungen des Klimawandels fast überall zu spüren waren, so etwa auf den Finanzmärkten. Doch kürzlich – nach US-Präsident Donald Trump – stellte nun auch der türkische Präsident Recep Tayyip Erdoğan das Pariser Klimaschutzabkommen wieder infrage.

Vielleicht müssen die Zerstörungen durch den Klimawandel noch größer werden, damit die Weltpolitik drastische Maßnahmen zum Schutz des Klimas trifft. Den Mathematikern Francisco Santos und Jorge Pacheco zufolge ist die gemeinsame Wahrnehmung eines Risikos besonders hilfreich, damit Menschen zusammenarbeiten. Wirklich gut funktioniert das in kleinen Gruppen. Aber auch viele kleine Initiativen können etwas bewegen: Vernetzen sie sich nämlich, können sie gemeinsam in der Gesellschaft vorherrschende Normen beeinflussen.

Das gilt für die Weltpolitik, aber auch übertragen auf die WG-Küche: Lokale Institutionen wie wöchentliche WG-Treffen, eine gemeinsame Einkaufskasse sowie Absprachen zum Abwasch und solidarische Regelungen für die Mietkosten erhöhen in den meisten WGs sicherlich auch die Sauberkeit. Das garantiert zwar nicht, dass nicht ab und zu mal jemand den Käse der Mitbewohner aus dem Kühlschrank isst – aber im Einzelfall kann man das auch mal ertragen. ←

Die Fließbandverdienerin: Zhou Qunfei (47), reichste Selfmade-Milliardärin der Welt

1/6



Nicht wenige Wanderarbeiterinnen in chinesischen Fabriken dürften heute dem Vorbild Zhou Qunfeis nacheifern. Denn die Chinesin hat genau wie sie am Fließband angefangen und es von dort zu Reichtum gebracht. Allerdings hatte Qunfei ihren ersten Job nach drei Monaten auch gleich wieder gekündigt, weil sie sich unterfordert fühlte. Davon war ihr Chef so beeindruckt, dass er die damals 16-Jährige beförderte: ein Motivationsschub für Qunfei, die fortan nebenbei an der Universität Shenzhen verschiedene Kurse besuchte. 1993 hatte sie genug Geld zusammen, um im eigenen Apartment ihr erstes Unternehmen für Uhrengläser zu gründen: Lens Technology. Zehn Jahre später dann der alles entscheidenden Anruf: US-Handyhersteller Motorola brauchte eine robuste und kratz feste Glasvariante des herkömmlichen Handybildschirms. Bald meldeten sich auch Apple, Samsung, Nokia und andere Tech-Unternehmen, um Smartphone-Gläser zu bestellen. Als Zhou Qunfei ihr Unternehmen im Jahr 2015 an die Börse brachte, wurde ihr persönlicher Anteil auf einen Schlag mit 7,2 Milliarden US-Dollar bewertet – und Zhou war quasi über Nacht nicht nur die reichste Frau Chinas, sondern auch die reichste Selfmade-Milliardärin der Welt.

Kapitel 2: Es geht um viel



Der US-Amerikaner Qui Nguyen gewann 2016 die Poker-WM in Las Vegas und damit rund 8 Millionen Dollar. Man nennt ihn auch Tommy Gun

Okay, jetzt müssen wir doch ein bisschen mehr über Geld sprechen. Und darüber, was Menschen alles damit machen – und vor allem: was es alles mit Menschen macht



Huter Nr. 64, Thema: Reichtum

Make money, not war

**Es ist noch gar nicht
sooo lange her, da
wanderten arme
Schweizer in die USA
aus. 150 Jahre später
ist die Schweiz das
reichste Land der Welt.
Wie hat sie das bloß
geschafft?**

Von Alice Kohli

→ „Mehr Almosenempfänger aus der Schweiz – wieder eine Schiffsladung auf dem Weg.“ So war in der „New York Times“ vom 3. März 1855 eine Kurzmeldung überschrieben. Tatsächlich verließen Mitte des 19. Jahrhunderts so viele Schweizer ihre Heimat wie nie zuvor. Bedingt durch das Bevölkerungswachstum und den Strukturwandel fanden in der Landwirtschaft unzählige Menschen keine Arbeit mehr und verarmten. Arbeitssuchende flüchteten in die Städte, wo es zunächst ebenfalls nicht genügend Jobs gab. Die Bettler aus allen Ecken des Landes wurden zurück in ihre Heimatgemeinden geschickt, manche der Bedürftigen wurden auch in Armenhäusern eingesperrt und mit einem Eheverbot belegt, damit sie ihr Elend nicht an nachfolgende Generationen weitergeben konnten.

Heute sieht die Welt anders aus: Die Schweizer sind das reichste Volk der Erde. Mehr als eine halbe Million Dollar be-

Ganz oben: Die Natur
in der Schweiz sorgt
für manche Hochgefühle

trägt das Nettodurchschnittsvermögen eines Erwachsenen, wie die Credit Suisse in ihrem „Global Wealth Report 2016“ errechnete; damit sind die Schweizer heute elfmal wohlhabender als der Weltdurchschnitt.

Der Aufstieg des Landes begann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als im Zuge der Industrialisierung der Eisenbahnbau und die Fabriken für Arbeitsplätze sorgten. Zudem wurde ein System von Sozialversicherungen aufgebaut, um Arbeiter und Bauern vor Armut zu bewahren. Doch das ist an sich nicht so ungewöhnlich – Ähnliches geschah damals auch in den Nachbarländern.

Was die Schweiz grundlegend von ihren Nachbarn unterscheidet und heute noch unterscheidet, ist ihre außenpolitische Situation. Auf dem Wiener Kongress im Jahr 1815 hatten die umliegenden Großmächte die Schweiz zur neutralen Pufferzone inmitten Europas erklärt. Das erwies sich als großer Vorteil, denn so wurde die Schweiz in der Folge weitgehend aus kriegerischen Konflikten herausgehalten.

1880 erschien das Kinderbuch „Heidi“, das die Schweiz als idyllisches Bergland beschrieb, dabei war das Land schon da auf dem Weg vom Bauernstaat zur Handelsnation. Ohne Rücksicht auf politische und militärische Bündnisse nehmen zu müssen, exportierte man seine Produkte in alle Welt und kaufte international Rohstoffe ein. „Schweizerische Unternehmer, meist familiär organisiert, bauten in ganz Europa globale Marktbeobachtungskapazitäten auf und betrieben zudem eine erfolgreiche Geschäftsexpansion in Amerika, Asien und Afrika“, schreibt der Historiker Jakob Tanner.

Heute ist man in diverse europäische Abkommen eingebunden – wie etwa in den Schengen-Raum

Kriege verstrickt waren, baute das Land in Ruhe seine Volkswirtschaft auf. Die politische Neutralität sorgte für Beständigkeit und eine harte Währung: den Franken.

Allerdings war die Schweiz durch ihre Handelsverbindungen auch in den europäischen Kolonialismus involviert. Man besaß zwar keine Kolonien, aber Schweizer Unternehmen bewirtschafteten in Südamerika oder Afrika Plantagen. Und als auf dem Wiener Kongress die europäischen Großmächte die Abschaffung des Sklavenhandels beschlossen, zeigte sich die Schweiz unbeeindruckt. Schon 1740 handelten Baseler Geschäftsleute mit Sklaven und Kakao für den Exportschlager Schokolade. Und Alfred Escher, der Gründer der Schweizerischen Kreditanstalt (heute Credit Suisse), war Sprössling einer Patrizierfamilie, deren Stammbaum bis in die höchsten politischen Ebenen reichte. Das Geld, das Escher für den Aufbau seiner Geschäfte zur Verfügung stand, stammte aus dem Kolonialwarenhandel seines Vaters, nachweislich auch aus einer Kaffeeplantage, auf der Sklaven arbeiteten.

Für das Bankwesen war die Stabilität der Schweiz besonders förderlich. Dazu kam das Bankgeheimnis, das die Schweizer Banken zu einem Ort machte, wo auch Ausländer ihr Geld vor den Finanzämtern in ihren Ländern verstecken konnten. Immer wieder horteten neben dem europäischen Geldadel auch Diktatoren und korrupte Politiker illegale Gelder auf Schweizer Konten, etwa das frühere philippinische Präsidentenpaar Ferdinand und Imelda Marcos, der ehemalige haitianische Präsident Jean-Claude Duvalier oder der nigerianische General Sani Abacha. Als in den vergangenen Jahren mehrmals gestohlene Datensätze über auf Schweizer Banken geparkte Vermögen ausländischen Steuerbehörden zum Kauf angeboten wurden, führte das zu heftigen Auseinandersetzungen mit Staaten wie den USA oder Deutschland, die den Schweizern Beihilfe zum Steuerbetrug vorwarfen. Außerdem wurden die Schweizer Banken wiederholt für ihre Rolle im Zweiten Weltkrieg kritisiert, weil sie sich bei der Verwaltung von Vermögen von Opfern des Nationalsozialismus bereicherten. Die Aufarbeitung dieses Kapitels der Schweizer Wirtschaftsgeschichte fand erst in den 1990er-Jahren statt.

Neben den Banken ist die Schweiz heute Heimat vieler Großunternehmen, etwa der Chemie- und Pharmaindustrie. In Basel sind mit Roche und Novartis zwei der

Ökonomen und Historiker sind sich relativ einig: Die frühe Internationalisierung der Schweizer Industrien, der Zugang zu ausländischen Märkten, Gütern und Dienstleistungen hat die Schweiz reich gemacht. Während andere europäische Nationen in

größten Konzerne beheimatet. Zudem gibt es erfolgreiche Unternehmen in der Leichtmetallindustrie, der Elektrotechnik, dem Maschinenbau und in der Lebensmittelbranche: Der Konzern Nestlé gilt heute als größter Lebensmittelhersteller der Welt, der beständig von Menschenrechtsorganisationen kritisiert wird, unter anderem weil er in manchen armen Ländern aus Wasser ein teures Produkt gemacht hat.

Dazu ließen sich viele ausländische Firmen in der Schweiz nieder, die die niedrigen Steuern und die wirtschaftsfreundliche Politik schätzen. Die umsatzstärksten Firmen der Schweiz sind die internationalen Rohstoffhändler Glencore, Vitol und Cargill. Sie machen ihre Milliarden oft, ohne dass die Rohstoffe je neutralen Schweizer Boden berühren – und lassen dafür, etwa in afrikanischen Minen, Arbeiter unter teils menschenunwürdigen Bedingungen schuften, was ihnen regelmäßig Kritik von NGOs einbringt.

Doch da ist immer noch das Mitspracherecht der Bevölkerung. Voraussichtlich 2018 werden die Bürger darüber abstimmen, ob Schweizer Unternehmen bei ihren Tätigkeiten im Ausland verbindliche Regeln zum Schutz von Menschenrechten und Umwelt einhalten müssen – wie sie im Inland schon bestehen. Wenn sich die Mehrheit für Ja entscheidet, wäre die Schweiz eines der ersten Länder, das die UNO-Leitprinzipien für Wirtschaft und Menschenrechte gesetzlich festschreiben. Und das wiederum wäre ja auch nicht untypisch: Denn nicht zuletzt gehört zum Erfolg der Schweizer Wirtschaft auch ein gutes Stück Innovationsgeist. ←

Der American Express: James Dimon (61), Banker

2/6



James Dimon steht seit Jahren an der Spitze der US-Großbank J.P. Morgan Chase & Co. Er gehört zu den bestbezahlten Spitzenmanagern an der Wall Street. Schon 2011 bekam er 17 Millionen Dollar Bonuszahlungen, zusätzlich zu seinem Grundgehalt von einer Million Dollar. Nach einem Bachelor in Psychologie und Volkswirtschaft an der Tufts University und einem MBA an der Harvard Business School legte Dimon einen steilen Aufstieg hin, mit Stationen unter anderem bei American Express. Im Jahr 2005 rückte er dann an die Spitze von J.P. Morgan und manövrierte die Bank als eine der wenigen US-Großbanken ohne Verlust durch die Finanzkrise. So vollkommen aus dem Nichts kam dieser Erfolg gleichwohl nicht, denn Dimon war familiär vorgeprägt: Schon sein Vater und Großvater waren Wertpapierhändler. 2012 hat James Dimons Ansehen allerdings leicht gelitten, nachdem J.P.-Morgan-Händler innerhalb weniger Wochen etwa 2 Milliarden Dollar verspekuliert hatten und die Bank zudem mit 13 Milliarden Dollar für fragwürdige Hypotheken-Deals büßen musste. Das vergangene Geschäftsjahr (2016) hat J.P. Morgan dann aber wieder so erfolgreich abgeschlossen wie nie zuvor: Dimon erhielt dafür insgesamt 28 Millionen Dollar - und obendrein vermehrte er sein Aktienvermögen um mehr als 150 Millionen Dollar, da die Aktien amerikanischer Banken nach der Wahl Donald Trumps einen rasanten Kursanstieg hingelegt haben.



Giergantisch

In vielen Clubs der
Investmentbanker
herrscht Fotoverbot.
Wir haben Glück gehabt

**Vor zehn Jahren kam es zu einer
Wirtschaftskrise, auch weil manche Banker
ein bisschen viel Geld wollten**

Von Oliver Gehrs

→ Mit Geld kann man eine Menge Geld machen. Diese einfache Formel machen sich Banker und Privatinvestoren seit langer Zeit zunutze, indem Sie an der Börse z.B. mit Aktien, Wertpapieren oder Währungen handeln. Mit der Zeit kamen immer mehr Finanzprodukte hinzu, die schnelle Gewinne versprachen, aber auch hohe Risiken mit sich brachten – nicht nur für die Investoren, sondern für die gesamte Gesellschaft. Das zeigte sich in der Finanzkrise vor zehn Jahren. Damals hatten Banken in den USA Menschen, die es sich eigentlich nicht leisten konnten, hoch verzinsten Kredite für Häuser gegeben und damit eine Immobilienblase erzeugt. Vereinfacht gesagt wurden diese vom Ausfall bedrohten Schuldverschreibungen gebündelt gehandelt und in der ganzen Welt vertrieben. Ein riskantes Spiel und

gutes Geschäft, wenn man sie schnell genug wieder los wurde – was nicht allen Banken gelang. Als die Blase platzte, wurden mehrere Banken (darunter auch deutsche) mit Steuergeldern gestützt. Der Investor Warren Buffett sollte diesen sogenannten „Subprime-Markt“, also den Handel mit zweitklassigen Papieren, später als „finanzielle Massenvernichtungswaffe“ bezeichnen. Der Zusammenbruch der Investment-Bank Lehman Brothers im Herbst 2008 stand schließlich stellvertretend für eine fatale Fehlentwicklung eines Finanzkapitalismus', in dem ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Folgen die Jagd nach hohen Renditen zur Maxime erklärt worden war.

Dass viele Banker in dieser Zeit offensichtlichen Missmanagements Bonuszahlungen in Millionenhöhe einstrichen und mit ihrem Reichtum protzten, beschädigte das Image der Branche zusätzlich. Zwar gab es im Nachgang der Finanzkrise Regularien, die ähnliche Katastrophen verhindern sollen, doch es gibt auch wieder Befürworter größerer Deregulierung. Weitgehend gleichgeblieben ist auch die Höhe der Bonuszahlungen, die manche Banker erhalten (siehe nebenstehenden Text). ←

Oben & un

Karl Marx hat's ja schon vor langer Zeit aufgeschrieben, warum einige so viel und andere so wenig haben. Es gibt auch noch andere Vordenkerinnen und Vordenker, deren Thesen spannend sind. Ein Schnellüberblick

Von Bernd Kramer

Im 19. Jahrhundert funktionierte der Kapitalismus in den Industrienationen recht zügellos. Es gab unendlichen Reichtum und gleichzeitig viel Elend. Aber woher kommt die Ungleichheit? Marx ging davon aus, dass der Reichtum der Fabrikbesitzer letztlich auf der Ausbeutung der Arbeiter basieren musste: Die Herrscher über die Werke und Betriebe zahlen ihren Beschäftigten nicht das aus, was die Arbeit wert ist, sondern behalten einen Teil des Lohnes als Gewinn ein. Angelpunkt dieser Theorie ist die Vorstellung, dass allein die menschliche Arbeitskraft ökonomische Werte schafft. Dass auch die Maschinen, die die Fabrikbesitzer bereitstellen, zur Produktion einer Ware beitragen und damit einen Anspruch auf Profit begründen, weist Marx zurück. Nach seinem Verständnis sind die Maschinen, an denen die Arbeiter arbeiten, wiederum selbst ein Ergebnis menschlicher Arbeit.

Karl Marx: Die Kapitalisten beuten die Arbeiter aus

Da einige über die Produktionsmittel verfügen und andere nur ihre Arbeitskraft zu Markte tragen können, spalte sich die Gesellschaft zunehmend in zwei feindliche Blöcke: die Proletarier und die Bourgeoisie. Am Ende würde der Kapitalismus an diesen Spannungen zerbrechen und den Weg in eine klassenlose Gesellschaft ebnen, so prophezeite es Marx. Die Geschichte verlief anders. Es traten mit der Zeit viele Gruppen zwischen diese beiden Lager, die angestellten Manager zum Beispiel, bei denen gar nicht mehr so klar war, ob sie nun zu den Ausbeutern oder den Ausgebeuteten zählten. In der feministischen Theorie wird der Marxismus auch dafür kritisiert, dass er den Klassenwiderspruch allen anderen sozialen und ethnischen Widersprüchen und Machtverhältnissen in einer Gesellschaft voranstellt.

Unter Sozialforschern war es Mitte des 20. Jahrhunderts nicht mehr angesagt, die Gesellschaft in Klassen zu unterteilen. Lieber sprach man von Schichten, eine Metapher, die der Geologie entnommen wurde und die die Übergänge in den sozialen Hierarchien fließend und kleinteilig werden ließ: Die obere Schicht liegt über der mittleren, die obere Mittelschicht über der mittleren Mittelschicht, und die wiederum über der unteren Mittelschicht, die untere Mittelschicht liegt über der oberen Unterschicht – und so weiter. Aber warum teilen sich Gesellschaften überhaupt in Oben und Unten?

Eine Erklärung lieferten in den 1940er-Jahren die US-Soziologen Kingsley Davis und Wilbert E. Moore: Sie gingen davon aus, dass bestimmte Positionen wichtiger sind als andere. Jede Gesellschaft muss daher besondere Anreize bieten, damit die geeignetsten Personen diese Stellen antreten – sie eben mit mehr Ansehen, Einkommen oder Einfluss verknüpfen. Ungleichheit ist aus dieser

Kingsley Davis und Wilbert E. Moore: Die Gesellschaft muss diejenigen belohnen, die ihr besonders wichtig sind

Perspektive ein notwendiger Trick, mit dem Gesellschaften dafür sorgen, dass die wichtigsten Schaltstellen mit den besten Leuten besetzt werden. So erklärt sich auch der Name dieses Ansatzes: funktionale Schichtungstheorie. Die Thesen von Davis und Moore haben viel Kritik hervorgerufen. Es ist oft gar nicht so klar, welche die wichtigen Aufgaben einer Gesellschaft sind: Ist der Schuster wichtiger als der Schneider? Warum bezahlen wir Altenpfleger schlechter als Autobauer? Und lassen sich die Spitzeneinkommen von Profifußballern wirklich mit ihrer gesellschaftlichen Wichtigkeit erklären?

Nicht nur Feministinnen klagen, dass Frauen weniger verdienen als Männer. Zahlreiche Verbände verweisen darauf, dass Bewerber mit ausländisch klingenden Namen schlechtere Chancen auf eine Stelle haben. Beides stimmt. Beide Seiten haben gute Gründe, um gegen Diskriminierung zu kämpfen. Aber trotzdem würden Menschen bei diesem Kampf noch durchs Raster fallen. Darauf hat die US-amerikanische Juristin Kimberlé Crenshaw aufmerksam gemacht. Sie untersuchte zum Beispiel den Fall von fünf schwarzen Frauen, die gegen ihre Entlassung bei General Motors klagten. Das Gericht sah in der Kündigung keine Diskriminierung aufgrund des Geschlechts – die weißen Frauen waren ja nicht entlassen worden. Es sah gleichzeitig keine Diskriminierung aufgrund der Hautfarbe – schwarze Männer hatten ihren Job schließlich behalten. Die Klägerinnen waren doppelt benachteiligt – und gerade deswegen besonders machtlos. Crenshaw bezeichnet dieses Phänomen als Intersektionalität: Verschiedene Arten der Diskriminierung können sich mitunter in einer Person überschneiden und eine eigene Form der Benachteiligung bilden. Kritiker bemängeln am Konzept der Intersektionalität, dass sich die Benachteiligungskategorien beliebig vermehren und bis ins Unendliche aufeinanderstapeln ließen. Wo die entscheidende Kluft zwischen Arm und Reich verläuft, wäre am Ende gar nicht mehr richtig erkennbar.

Kimberlé Crenshaw: es gibt vielfach Diskriminierte

Es ist nicht das Geld allein, das über die Position in der sozialen Rangordnung bestimmt. Darauf weisen die Arbeiten des Franzosen Pierre Bourdieu hin. Wer oben ist, muss sich häufig mit einem angemessenen Lebensstil beweisen, muss über Kennerschaft in Kunst und Literatur und

ten

den richtigen Geschmack beim Essen oder bei der Wohnungseinrichtung verfügen. All diese scheinbaren Randaspekte des Alltags haben eine Funktion: Sie dienen der Abgrenzung der oberen gegenüber den unteren Klassen, der Distinktion, wie Bourdieu es nennt. Er unterscheidet daher zwischen sozialem, ökonomischem und kulturellem Kapital. Kulturelles Kapital lässt sich in ökonomisches umtauschen – mit Hilfe des Bildungssystems. Wer aus einem Professorenhaushalt stammt, wird schon in der Familie viel früher und wesentlich intensiver als ein Arbeiterkind auf Inhalte vorbereitet, die später in der Schule wichtig sind: auf Bücher, auf Musik, auf Theorien. Die Unterschiede sind oft sogar extrem subtil: Das Professorenkind spricht anders, spielt anders, sieht anders aus, tritt souveräner auf und hat damit einen besseren Stand bei den Lehrern. Mit einem hohen Bildungsabschluss lassen sich später wiederum gut bezahlte Berufe erreichen. Der soziale Status wird durch diesen Mechanismus von den Eltern auf die Kinder vererbt, fast wie in einer mittelalterlichen Feudalgesellschaft – nur dass es heute so wirkt, als habe man sich seine Position durch Bildung selbst erarbeitet. Bourdieu würde sagen: Die Undurchlässigkeit der Gesellschaft wird lediglich besser verschleiert als früher. Natürlich hat die Theorie Schwächen: Bildungsabschlüsse gehören für Bourdieu zwar auch zum kulturellen Kapital, aber der Zusammenhang zwischen ökonomischem und kulturellem Kapital ist nicht immer so eng, wie Bourdieu es darstellt. Es gibt durchaus Berufe, in denen Aufsteiger gutes Geld verdienen können, ohne dafür gelehrt über Konzeptkunst oder Jazzmusik daherreden zu müssen.

Der französische Ökonom Thomas Piketty hat mit dem „Kapital im 21. Jahrhundert“ den Ungleichheitsbestseller der letzten Jahre geschrieben – der sich im Titel an das „Kapital“ von Karl Marx anlehnt. Der 800-Seiten-Wälzer ist voll mit Tabellen, Kurvendiagrammen und Formeln. Die wichtigste Formel lautet: $r > g$. Piketty zeigt, dass die Kapitalerträge – also Zinseinnahmen, Aktiendividenden, Unternehmensgewinne, Mieteinkünfte – in der Geschichte überwiegend größer ausfielen als das Wachstum der Wirtschaft insgesamt. Das heißt: Die Vermögenden gewinnen mehr hinzu als der Rest. Die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, in denen sich in den meisten Industrieländern die Einkommen und Vermögen einander annäherten, stellen für Piketty eher eine historische Ausnahme dar. Die kurze Phase relativer wirtschaftlicher Gleichheit hatte vor allem damit zu tun, dass die großen Kapitalbestände im Krieg zerstört wurden und danach neu aufgebaut werden mussten. Manche Ökonomen bemängeln, Piketty habe in seinen Daten zu wenig zwischen den einzelnen Kapitalarten differenziert. Macht es vielleicht einen

**Pierre Bourdieu:
Wer oben sein
will, muss
sich kulturell
abgrenzen**

**Thomas Piketty: Die
großen Vermögen
wachsen schneller
als die Wirtschaft**

Unterschied, ob man sein Geld mit Vermietungen und Verpachtungen oder mit Unternehmen verdient? Eines hat Piketty aber allemal in Erinnerung gerufen: Der wirklich große Reichtum entsteht erst dann, wenn man sein Geld für sich arbeiten lassen kann – oder, wie Marx sagen würde: andere.

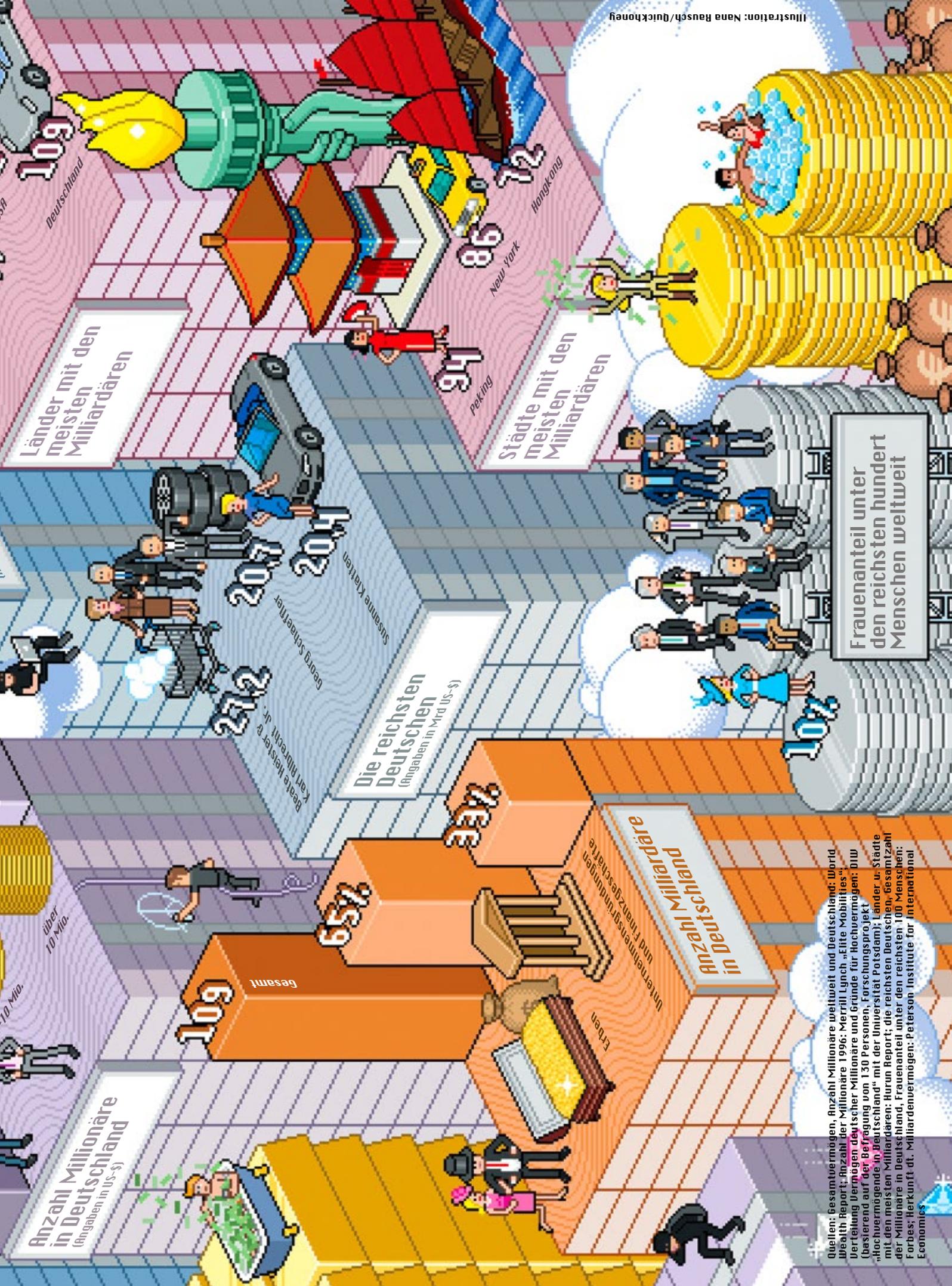
Die Reichen werden reicher, die Armen ärmer – der Bestseller von Piketty hat diesen Eindruck bestärkt. Der ehemalige Weltbank-Ökonom Branko Milanović zeigt mit seinen Arbeiten, dass es etwas komplizierter ist. Es stimmt zwar: In zahlreichen Ländern ist die Ungleichheit gestiegen. Aber weltweit gesehen wird die Kluft zwischen Arm und Reich immer kleiner. In ehemaligen Entwicklungsländern, vor allem in China, ist die absolute Armut zurückgegangen, die Zahl der Hungernden gesunken, und Millionen Menschen sind in höhere Einkommensklassen aufgestiegen. In den alten Industrieländern dagegen hat die untere Mittelschicht in den letzten Jahrzehnten Lohninbußen hinnehmen müssen – auch weil Jobs ins Ausland abwanderten. Milanović lenkt den Blick auf etwas, was Ökonomen bisher unterschätzt haben: Die Globalisierung, also der freie Handel über Länder und Kontinente hinweg, macht nicht automatisch alle wohlhabender. Sie bringt auch Verlierer hervor. Aufsehen erregte insbesondere Milanović' Idee, wie man die globale Ungleichheit weiter verringern könnte: Die Menschen aus armen Ländern sollten weitaus freier als bisher in den Industriestaaten Arbeit aufnehmen können. Um Akzeptanz für die Wirtschaftsmigration zu schaffen, empfiehlt Milanović, die Einwanderer rechtlich deutlich schlechter zu stellen als die Einheimischen – ein Vorschlag, den viele als Tabubruch empfanden.

**Branko Milanović:
Weltweit
betrachtet
werden auch
die Armen
reicher**

Dass einige Menschen so immense Reichtümer anhäufen können, ist keine unabänderliche Folge der Marktwirtschaft. Es ist vor allem das Ergebnis politischer Entscheidungen, analysiert der Ökonom Joseph Stiglitz. Politiker wie der US-Präsident Ronald Reagan haben die Steuern für Gutverdiener gesenkt – mit der Begründung, dass vom steigenden Wohlstand der oberen Schichten nach und nach auch der Rest profitieren würde. Ökonomen nennen das die Trickle-down-Theorie: Der Reichtum sickere nach unten durch. Stiglitz hält sie für einen Irrtum. Die Reichen würden ihren gewonnenen Wohlstand nämlich nicht nutzen, um neue Jobs zu schaffen, sondern um ihre Privilegien zu verteidigen – etwa indem sie verstärkt in Lobbyaktivitäten investieren. Ein Teufelskreis: Mehr ökonomische Ungleichheit, schreibt Stiglitz, führt so zu mehr politischer Ungleichheit und die wiederum zu noch mehr ökonomischer Ungleichheit. Stiglitz denkt insbesondere an sein Heimatland, die USA, wo Präsidentschaftskandidaten in Wahlkämpfen auf reiche Spender angewiesen sind. Eine Studie der Universität Osnabrück deutet darauf hin, dass diese Beobachtung wohl auch für Deutschland gilt: Der Bundestag entscheide sich umso eher für eine bestimmte Politik, je stärker sie von Gutverdienern befürwortet wird. ←

**Joseph Stiglitz:
Erst die
Politik
macht die
Reichen
reich**





Anzahl Millionäre in Deutschland
(Angaben in US-\$)

109
gesamt

65%

33%

Anzahl Milliardäre in Deutschland
Unternehmensführer und Finanzgeschäfte
Erdöl

Länder mit den meisten Milliardären

109
Deutschland

94
Peking

86
New York

72
Hongkong

Städte mit den meisten Milliardären

Die reichsten Deutschen
(Angaben in Mrd US-\$)

272
Karl Müller, Dr.

207
Georg Schaeffler

204
Susanne Katten

Frauenanteil unter den reichsten hundert Menschen weltweit

10%

Quellen: Gesamtvermögen, Anzahl Millionäre weltweit und Deutschland: World Wealth Report; Anzahl der Millionäre 1996: Merrill Lynch „Elite Mobilities“; Verteilung Vermögen deutscher Millionäre und Gründe für Hochvermögen: DIW (basierend auf der Befragung von 130 Personen, Forschungsprojekt „Hochvermögende in Deutschland“ mit der Universität Potsdam); Länder u. Städte mit den meisten Milliardären: Hurun Report; die reichsten Deutschen, Gesamtzahl der Millionäre in Deutschland, Frauenanteil unter den reichsten 100 Menschen: Forbes; Herkunft dt. Milliardenervermögen: Peterson Institute for International Economics

Illustration: Nana Hausch/Quickhoney

Woher

Manche prahlen, andere bleiben bescheiden, einige hauen das Geld raus, andere engagieren sich für die Gesellschaft. Wichtig für die Akzeptanz von Reichtum in der Gesellschaft ist die Herkunft des Geldes – und ob nicht nur wenige die Möglichkeit haben, selbst reich zu werden. Ein Gespräch mit der Historikerin Eva Maria Gajek*, die sich mit der Inszenierung und öffentlichen Wahrnehmung von Reichtum beschäftigt hat

Interview: Oliver Gehrs



Unser Fotograf hat vor dem Londoner Luxuskaufhaus Harrods Stellung bezogen und mal geschaut, wer da so auf Shoppingtour geht

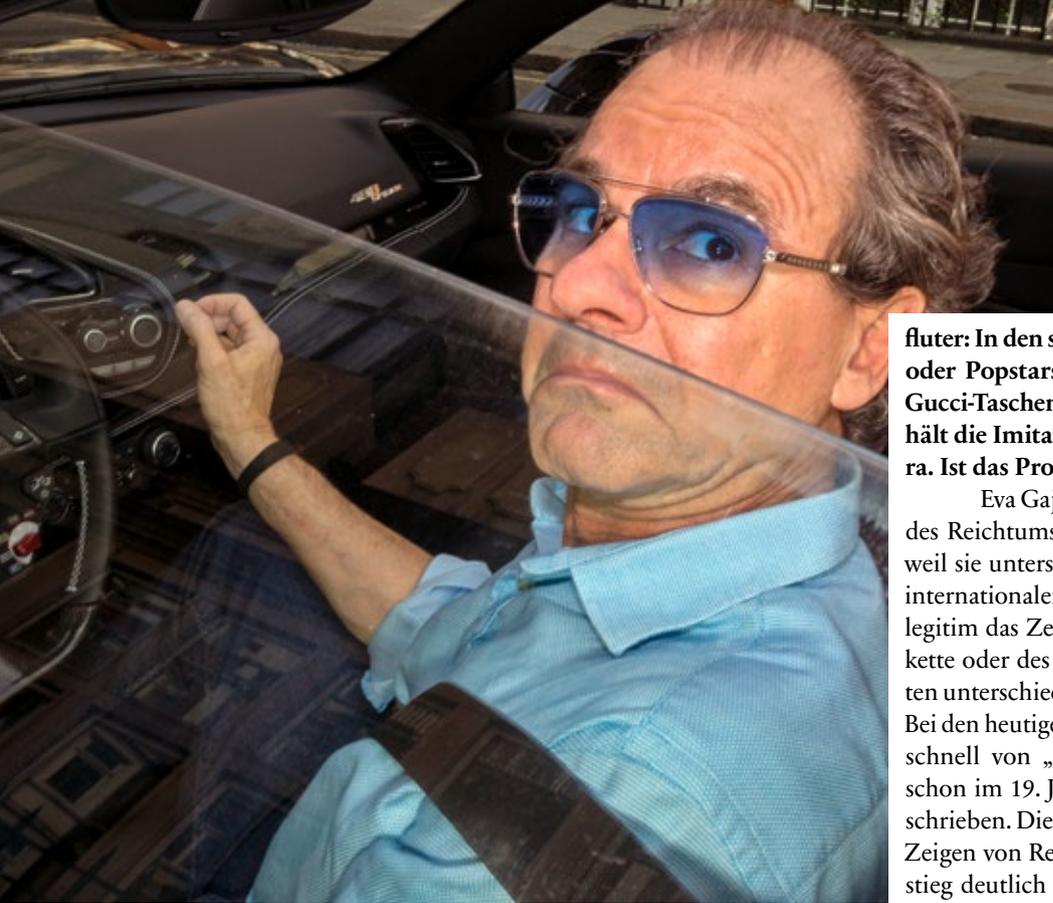


ha

das



Inter Nr. 64, Thema: Reichtum



fluter: In den sozialen Netzwerken posten Fußballer oder Popstars ihre Sportwagen, Goldketten oder Gucci-Taschen. Und wer es sich nicht leisten kann, hält die Imitate von Luxus-Accessoires in die Kamera. Ist das Protzen gesellschaftsfähiger geworden?

Eva Gajek: Die Praktiken der Zurschaustellung des Reichtums bleiben nie konstant. Sie ändern sich, weil sie unterschiedlichen zeitgenössischen und auch internationalen Einflüssen unterliegen. Die Frage, wie legitim das Zeigen von Statussymbolen wie der Goldkette oder des Ferraris ist, wird dabei von Gesellschaften unterschiedlich und immer wieder neu verhandelt. Bei den heutigen Popstars oder Fußballern könnte man schnell von „Neureichen“ sprechen. Diesen wurde schon im 19. Jahrhundert ein Hang zum Luxus zugeschrieben. Diese Gruppe der Reichen habe gerade das Zeigen von Reichtum genutzt, um ihren sozialen Aufstieg deutlich zu machen. Teile des Adels haben sich Ende des 19. Jahrhunderts von solchen Luxusdarstellungen ganz bewusst mit einer „Kultur der Kargheit“ abgegrenzt.

ast du

Aber die Möglichkeiten des Zeigens sind heute ganz andere.

Die sozialen Medien ermöglichen das Zeigen von Reichtum nicht nur intensiver, sondern auch selbstbestimmter. Jeder kann selbst entscheiden, was er in die Kamera hält, und ist nicht von Journalisten und ihren Darstellungen abhängig. Instagram etc. bieten ganz neue Formen der Inszenierung. Ein Nebeneffekt dieser Entwicklungen ist, dass die Reichen plötzlich wieder stärker als „Vorbilder“ des Konsums in Erscheinung treten. Interessant daran ist, dass das Zeigen von Luxusgegenständen noch lange nichts darüber aussagt, wie reich derjenige, der sie zeigt, wirklich ist.

Verlieren klassische Statussymbole bei vielen jungen Leuten nicht eh zunehmend an Wert?

Das ist schwierig zu beantworten. Ich denke, wir können aber durch Gruppen wie Occupy Wallstreet eine deutliche Gegenbewegung feststellen. Viele junge Leute sehen, dass beim Streben nach Reichtum Wichtiges auf der Strecke bleibt, und kritisieren das Handeln

bloß?

von Politik und Finanzmärkten. Sie besinnen sich deswegen ganz bewusst auf Nachhaltigkeit und betrachten monetären Reichtum eben nicht mehr als einzig erstrebenswertes Ziel. Aber das ist nur eine Gruppe, es gibt auch andere, die ganz bewusst die Inszenierung von Reichtum nachahmen.

Seit wann ist der Begriff Reichtum überhaupt an Geld gekoppelt?

In Wörterbüchern finden wir noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zwei Begriffsbedeutungen: den geistigen und den monetären Reichtum. Ende des 19. Jahrhunderts wird Reichtum dann aber zunehmend an Geld gekoppelt. Das erklärt sich auch durch die Entstehung der großen bürgerlichen Vermögen in der Zeit der Industrialisierung. Auch der Begriff des Millionärs erlebte erst hier, also in den 1880er-Jahren, seine Blütezeit.

Als nicht mehr nur Adlige reich waren?

Richtig. Vor der Industrialisierung besaß die Aristokratie in großen Teilen die hohen Vermögen in Deutschland, die ja vor allem an Grundbesitz gekoppelt waren und von Generation zu Generation vererbt wurden. Mit der Industrialisierung entstanden dann die großen bürgerlichen Vermögen. Hier war die Quelle eben nicht mehr allein Herkunft und Grundbesitz, sondern Unternehmertum und Finanzwesen. Beispielhaft für solche Karrieren sind die sogenannten Stahlbarone wie Thyssen oder Krupp. Diese neuen Vermögen entstanden von 1880 bis 1890 und setzten sich allein in ihrer Anzahl vom alten Reichtum ab. 1874 gab es in Preußen 170 Millionäre, 1900 waren es bereits 10.000. Reichtum war plötzlich nicht nur eine Sache des Erbes, sondern etwas, das man durch Erfolg, durch Erfindergeist, aber auch durch all die Vor- und Nachteile des Kapitalismus erlangen konnte.

Galten die neuen Millionäre als neureich?

Die Aristokratie empfand die Wirtschaftsbürger teilweise als geschmacklose Emporkömmlinge und entwickelte in dieser Zeit die bereits erwähnte „Kultur der Kargheit“. Gerade jene Teile des Adels, die zum Ende des 19. Jahrhunderts Macht und Reichtum verloren hatten, nutzten diese Praxis der Abgrenzung; Sie stellten Reichtum bewusst nicht mehr zur Schau, wie es dann die großen Industriellen taten, die sich entsprechende Anwesen bauten – etwa die Villa Hügel der Familie Krupp in Essen. Damit ging auch die moralische Frage einher, wie mit Reichtum umzugehen sei. Interessant bei der Einteilung von altem und neuem Geld ist ja, dass diese Einteilung immer wieder neu definiert wird. In den 1920er-Jahren waren es eben die Thyssens und Krupps, die das alte Geld darstellten und den Neureichen und Profiteuren der Wirtschaftskrise den Umgang mit Geld vorleben wollten.

Was hat die Erkenntnis, dass Reichtum nicht mehr ausschließlich eine Frage der Geburt ist, für Folgen gehabt?

Sie bedeutete Hoffnung, vor allem in Zeiten des Umbruchs. Im Ersten Weltkrieg gingen viele Vermögen verloren, aber es entstanden auch neue. In der Weimarer Zeit erschienen dann zahlreiche Ratgeber, die erklärten, wie man reich werden könne. Nach dem Zweiten Weltkrieg war es ähnlich – eigentlich immer, wenn es große politi-

sche oder wirtschaftliche Zäsuren gab, durch die sich neue Möglichkeiten ergaben. Da wuchs bei vielen die Hoffnung auf Umverteilung.

Auch in den sogenannten Wirtschaftswunderjahren in den 1950ern?

In den 1950er- und 1960er-Jahren war der Aufstieg der sogenannten Neureichen weniger als zuvor an Bildung und Herkunft gekoppelt, mehr an Ideen und geschicktes Unternehmertum. Damals erschien in der Illustrierten Stern eine Serie mit dem Titel „Deutschland – deine Jungmillionäre“. Solche medialen Homestories waren eine Botschaft für die Mitte. Sie versprachen: Jeder kann es schaffen.

In Deutschland reden manche nicht so gern über Geld und zeigen auch den Reichtum nicht. Woher kommt das?

Die Erklärungen, die wir in der Literatur finden, sind ganz unterschiedlich. Sicher kann man zuallererst auf die starke Bedeutung der Religion in Deutschland verweisen. In vielen Religionen wird Reichtum stigmatisiert. Interessant ist, dass wir nicht nur ein bewusstes Beschweigen des Reichtums von einem Teil der Reichen selber feststellen können, wir haben es auch grundsätzlich mit einem blinden Fleck im Wissen über Reichtum und Reiche zu tun. Es fehlte uns lange Zeit an statistischen Daten oder Forschungen zu Reichtum. Soziologische Studien sagen, dass dies vor allem daran liegt, dass viele Reiche an den Schaltstellen der Gesellschaft saßen und kein Interesse daran hätten, dass Erhebungen stattfänden. Aber auch vonseiten der Politik können wir immer wieder eine gewisse Zurückhaltung in der Erhebung zum Vermögen feststellen. Bis in die 1960er-Jahre beispielsweise erhob das Statistische Bundesamt keine Statistiken über Einkommen oder Vermögen. Die Vermutung zeitgenössischer Medien war, dass die Unterschiede bewusst ausgeblendet wurden, um den Glauben an die gleichen Startbedingungen nach dem Zweiten Weltkrieg nicht ins Wanken zu bringen. Als dann Mitte der 1960er erstmals Daten zeigten, wie groß die Kluft war, wuchs auch gleich der politische und mediale Protest.

In den USA scheint es genau andersherum zu sein. Da gibt es geradezu mythische Figuren vom großen Gatsby bis zum Wolf of Wallstreet, die ihren Reichtum zur Schau stellen.

Es gibt eben ganz unterschiedliche Reichtumskulturen oder -mentalitäten, wie es die Forschung nennt. Dass der Umgang in Deutschland anders ist, hat auch damit zu tun, dass sich der Reichtum gegenüber der Gesellschaft immer stärker legitimieren musste. Dagegen war und ist der Rechtfertigungsdruck in den USA viel geringer. Hier galt und gilt Reichtum als Zeichen des Erfolgs und diente auch der Bekräftigung der Vorstellung von sozialer Mobilität. Dass Industrielle wie Rockefeller mit Öl, Vanderbilt mit Eisenbahnen oder Hearst mit Zeitungen reich wurden, stärkte den Mythos „Vom Tellerwäscher zum Millionär“.

Ein Versprechen, das es bis heute gibt und das gleichwohl für viele hohl ist.

Es ist ein künstliches Versprechen, eine medial inszenierte Hoffnung. Es gab weder damals noch heute eine Chancengleichheit, die diese Hoff-

Die Erkenntnis, dass es nicht nur aufs Erben ankommt, hat vielen Hoffnung auf Reichtum gemacht

nung für viele rechtfertigen würde. Die Geschichten von Rockefeller, Vanderbilt und Hearst waren Geschichten einzelner Männer, die Medien gerne für die Erzählungen für die breite Masse nutzten.

In den USA haben die reichsten 10 Prozent der Bevölkerung mehr als 50 Prozent des Gesamtvermögens. Und auch bei uns besitzen immer weniger immer mehr. Was bedeutet das für die Gesellschaft?

Sie haben eigentlich zu jeder Zeit unterschiedliche Studien darüber, inwiefern die Kluft zwischen Arm und Reich größer wird oder abnimmt. In den 1950er-Jahren konstatierten Soziologen eine große soziale Mobilität, bekräftigten Ludwig Erhards Credo vom Wohlstand für alle. Andere hingegen widerlegten diesen sozialen Fahrstuhleffekt. Aufschlussreich ist, dass zu unterschiedlichen Zeiten ganz unterschiedlich über soziale Ungleichheit diskutiert wurde. Das hing immer auch von der gesellschaftlichen und ökonomischen Situation ab. Mit den ersten Rissen im Wirtschaftswunder um 1967 wurden dann auch verstärkt Studien veröffentlicht, die die Chancengleichheit in Frage stellten. Und solch eine Wahrnehmung von Ungleichheit führte schließlich zu einem größeren Legitimationsdruck. Die Politik reagierte mit einer großen Steuerreform, und gesellschaftliche Kräfte wie Kirche und Gewerkschaften diskutierten stärker über Bildungsfragen und forderten mehr Chancengleichheit.

Geht mit Reichtum eine soziale Verantwortung einher?

Schon die Entstehung der großen Industrievermögen ging mit der Gründung von Stiftungen oder kulturellem Engagement einher. Große Kunstsammlungen wie die von Thyssen waren nicht nur Investitionsmöglichkeiten, sondern ihre Aufgabe war es, zugleich kulturelle Schätze zu bewahren. Mit Kunstsammlungen und Museen war und ist aber immer auch Macht über Wissen darüber verbunden, was zu bewahren ist und was nicht. Auch die Art der Geschichtsschreibung kann durch solch eine Gründung bestimmt werden. Die Erbin des Wal-Mart-Konzerns in den USA hat zum Beispiel ein großes Museum zur amerikanischen Kunst gestiftet, bei dem manche kritisierten, dass die Kunst der indigenen Völker darin nicht vorkomme.

Schon Herrscher wie August der Starke haben ihren Ländern durch ihren Kunstsinn zu großer kultureller Blüte verholfen, von der viele Regionen heute profitieren.

Wenn sich Reichtum mit einem gewissen Freisinn verbindet, kann eine Gesellschaft sehr von Spendern und Stiftern profitieren. Aber Kritiker werden immer sagen, dass das alles im Eigeninteresse geschieht, um sich zu inszenieren und sein Vermögen zu vermehren. Vermö-

gen sind stets auf verschiedene Arten symbolisch aufgeladen, ihre Deutung liegt im Auge des Betrachters.

Ein Beispiel für einen speziellen Umgang mit Geld ist Hamburg. Dort hält sich das wohlhabende Bürgertum viel zugute darauf, dass man sich gesellschaftlich engagiert und das Interesse der ganzen Stadt im Auge hat.

In Hamburg empfinden viele Wohlhabende eine starke soziale Verantwortung für die Stadt, egal ob das Vermögen erbt oder erarbeitet ist. Es gibt eine lange Tradition der Stiftungen und des Mäzenatentums. Dennoch engagiert man sich dort lieber im Hintergrund. Das mag viel mit einer bewussten Inszenierung des Hanseatischen zu tun haben, vielleicht aber auch damit, nicht Gefahr zu laufen, für seinen Einfluss kritisiert zu werden. Denn Reichtum impliziert immer Macht, immer Zugang zu Ressourcen, immer die Möglichkeit, über andere zu entscheiden. In einem Theaterstück von Volker Lössch am Hamburger Schauspielhaus wurden zu Beginn die Namen der 28 reichsten Hamburger verlesen. Lössch löste damit einen Theaterskandal aus, einige der Betroffenen klagten sogar dagegen. ←

***Dr. Eva Maria Gajek lehrt am Historischen Institut der Universität Gießen und hat zu unserem Thema bereits einiges erforscht. Unter anderem schreibt sie derzeit ein Buch über die „Geschichte des Reichtums von 1900 bis 1970“.**

Der digitale Bilderstürmer: Evan Spiegel (27), Snapchat- Gründer und Internetmilliardär

3/6



Nicht ganz so schnell, wie man auf Snapchat einen Post absetzt und er dann auch gleich wieder verschwindet, aber doch in atemberaubender Geschwindigkeit ist dessen Gründer sehr reich geworden. Kleiner Trost für Normalverdiener: Evan Spiegel verfügte von vornherein über ein bisschen mehr Kapital als der Durchschnitt - finanzielles ebenso wie soziales. Er ist der Sohn zweier wohlhabender Anwälte, hat an der renommierten Stanford University studiert und war Mitglied in deren elitärer Studentenverbindung Kappa Sigma. In einem Produktdesignkurs seiner Universität hatte er gemeinsam mit zwei Kommilitonen mit der Idee zu Snapchat den richtigen Riecher: Bei Snapchat fällt der Social-Media-typische Zwang zur perfekten Selbstinszenierung weg, weil die Bilder nach kürzester Zeit wieder gelöscht werden. Stattdessen kann man sie mit albernem Filtern umgestalten. Im Jahr 2012 verließ Spiegel die Universität ohne Abschluss und konzentrierte sich ganz auf Snapchat. Inzwischen wird sein Dienst weltweit von rund 150 Millionen Menschen pro Tag genutzt. Der diesjährige Börsengang erwies sich indessen als nicht ganz so erfolgreich und ließ sein Privatvermögen von etwa 4 Milliarden US-Dollar auf 3,1 Milliarden schrumpfen. Trotzdem muss Spiegel nicht befürchten, dass sein Vermögen gleich einem Snapchat-Post bald wieder verschwindet.

United States of Dollars



Inter Nr. 64, Thema: Reichtum



Alles meins: Die Fotografin Lauren Greenfield hat über Jahre reiche US-Amerikaner in ihrem privaten Umfeld fotografiert. Der Zugang war gar nicht so leicht. Aber es hat sich gelohnt



Abschlag im Wohnzimmer: Das Golfspielen gehört nach wie vor zu den exklusiveren Sportarten

In einer der ältesten Demokratien der Welt wird Politik ganz im Sinne ihrer wohlhabendsten Bürger gemacht. Wie superreiche US-Amerikaner dem Land ihre politische Agenda aufdrücken

Von Juliane Frisse

Inter Nr. 64, Thema: Reichtum



→ Im Januar 2015 kündigten die Brüder Charles und David Koch an, fast 900 Millionen Dollar, umgerechnet etwa 760 Millionen Euro, für den US-Wahlkampf 2016 spenden zu wollen: eine kleine Geldspritze für Kandidaten der Republikanischen Partei. Doch bei aller Großzügigkeit – Fans der Republikaner sind die Koch-Brüder nicht. Im amerikanischen Fernsehen definierte der ältere Bruder Charles sein Verhältnis zur Partei folgendermaßen: „Ich sehe das so: Die Demokraten fahren mit 160 Sachen über die finanzielle Klippe in eine kaputte Gesellschaft, die Republikaner fahren nur 110.“

Die politischen Vorstellungen der Kochs lassen sich auch so zusammenfassen: Der Staat soll sich raushalten. Sie halten nichts von einer allgemeinen Krankenversicherung oder einem Mindestlohn, sie wollen weniger Steuern und keine Umweltschutzauflagen – denn die stören nur ihr Geschäft.

Die Brüder aus Kansas sind Eigentümer von Koch Industries, dem zweitgrößten Privatunternehmen der USA. Zum Konzern gehören Chemiefabriken und Rinderfarmen, Ö Raffinerien und Tausende Kilometer Pipelines; etwa 120.000 Mitarbeiter stellen von Asphalt über Dünger bis Klopapier eine Unzahl an Produkten her. Mit einem geschätzten Vermögen von jeweils über 41 Milliarden Euro zählen Charles und David Koch zu den reichsten Menschen der Welt. Und sie nutzen ihr Geld, um die USA gemäß ihrer libertären Agenda zu formen – längst nicht nur mit großzügigen Wahlkampfspenden.

Seit den 1970er-Jahren haben die Kochs ein riesiges Netzwerk aufgebaut, das ihre marktradikalen Ideen weiterverbreitet. Kritiker nennen das unübersichtliche Geflecht aus Lobbygruppen, Thinktanks, gesponserten Lehrstühlen, Stiftungen und Vereinen den „Kochtopus“, also einen Oktopus. Der eine Tentakel baut politische Aktivisten auf – die Kochs haben Mil-

lionen in die rechte Tea-Party-Bewegung gepumpt –, der andere Tentakel produziert Forschungsergebnisse, die ihnen nützen. Die Kochs haben es so nicht nur geschafft, Zweifel an der Existenz des menschengemachten Klimawandels zu säen, sondern schließlich auch mit dazu beigetragen, dass sich die USA aus dem Pariser Klimaschutzabkommen zurückziehen. Über die Jahre haben sich die Republikanische Partei und die Koch-Brüder immer weiter angenähert.

Sie sind längst nicht die einzigen Amerikaner, die mit ihrem Reichtum politischen Einfluss ausüben. Doch in ihrer Dimension ist die Einflussnahme der Koch-Brüder einzigartig, eine vergleichbare Organisation aufseiten der Demokraten gibt es nicht. Überhaupt unterstützen die meisten Multimillionäre und Milliardäre eher die Republikaner. Allerdings haben auch die Demokraten äußerst wohlhabende Großspender, etwa den Investor George Soros.

Viel vom Geld der Superreichen fließt in die Wahlkämpfe. Zwar darf in den USA niemand einen Kandidaten direkt mit mehr als 2.700 Dollar pro Wahl unterstützen. Doch der Oberste Gerichtshof hat die Regeln in den vergangenen Jahren mit mehreren umstrittenen Urteilen immer weiter gelockert. Auch Spenden, so die Argumentation der Richter, seien eine Form der freien Meinungsäußerung. Die Folge: Wer einen Kandidaten oder ein Thema unterstützen will, gibt Millionen an die sogenannten Super-PACs, Spendensammelvereine mit klingenden Namen wie „Right to Rise“ oder „Make America Number 1“. Sie müssen offiziell unabhängig von den Kandidaten sein, für die sie Kampagnen machen, faktisch aber gibt es enge Verflechtungen.

Gleichzeitig ermöglichen die Super-PACs den reichen Groß Spendern, massiv für ihre Lieblingsthemen zu werben und so die politische Debatte zu prägen. Ihr Geld wird zum Megafon, mit dem sie die Stimmen anderer übertönen können – oder einander gegenseitig. Der Hedgefonds-Milliardär Tom Steyer beispielsweise verfolgte mit seinem mehr als 91 Millionen Dollar schweren Super-PAC vor allem das Ziel, dass wieder über die Verantwortung des Menschen für den Klimawandel diskutiert wird – nachdem die Kochs viel dafür getan hatten, das Problem zu negieren.

Wie viel Macht Menschen mit viel Geld in der amerikanischen Politik haben, wird auch daran deutlich, wer eigentlich die wichtigen Ämter bekleidet. Präsident Donald Trump hat ein Kabinett der Millionäre und Milliardäre um sich geschart: Banker, Investoren, Hedgefonds-Manager. Als Trump im Dezember 2016 die ersten 17 Kandidaten für seine Regierung benannte, rechnete ein amerikanisches Online-Magazin aus, dass die Auserwählten insgesamt auf ein Vermögen von 9,5 Milliarden US-Dollar kommen. Das sei mehr, als die ärmsten 43 Millionen US-Haushalte zusammengekommen haben. Schon vor drei

Mein Haus, meine Frau, mein Thron:
männliche Inszenierung von Reichtum. Als die Fotografin erst mal da war, zeigten viele Reiche stolz ihr Hab und Gut



Die Abgeordneten im Kongress sind schon seit Langem wohlhabender als der Durchschnitt der Bevölkerung

Jahren zeigte das „Center for Responsive Politics“ zudem: Die Abgeordneten im Kongress sind seit Langem wesentlich wohlhabender als der durchschnittliche Amerikaner, und 2013 waren erstmals mehr als die Hälfte von ihnen Millionäre. Politiker der Demokraten waren im Schnitt sogar noch einen Tick reicher als die der Republikaner.

Werden die Interessen der Reichen von Reichen auch stärker berücksichtigt? Die Politikwissenschaftler Martin Gilens und Benjamin Page haben zwei Datensätze miteinander verglichen: einerseits knapp 1.800 Umfragen, in denen die Meinung der US-Amerikaner zu konkreten politischen Entscheidungen erhoben wurde; andererseits, wie Washington tatsächlich über diese Fragen entschieden hat. Es ging um Gesetzesvorhaben aus 20 Jahren US-Politik, ob zu Steuern, Bildung oder Umweltschutz. Mal regierte ein Präsident der Demokraten, mal ein Republikaner.

Das Ergebnis der beiden Wissenschaftler: Es ist völlig egal, was der amerikanische Durchschnittsverdiener über ein geplantes Gesetz denkt. Unabhängig davon, ob viele oder wenige Angehörige der Mittelschicht hinter einem Gesetz stehen, die Wahrscheinlichkeit, dass es verabschiedet wird, bleibt immer ungefähr gleich. Nicht egal dagegen: die Meinung der reichsten 10 Prozent der Amerikaner. Wenn sie ein Gesetz unterstützen, stehen die Chancen, dass es durchkommt, deutlich besser. Wenn sie ein Gesetz ablehnen, dann sagt auch der Kongress in mehr als vier von fünf Fällen in Washington Nein.

Dass die Amerikaner es bislang hingenommen haben oder gar unterstützen, dass sich Superreiche politischen Einfluss kaufen und Gesetze den Interessen der Wohlhabenden entsprechen, lässt sich wohl nur damit erklären, dass Reichtum – auch exzessiver Reichtum – in den USA viel positiver besetzt ist als in Deutschland. „Leute wie Bill Gates und Mark Zuckerberg sind amerikanische Helden, denen neidet fast niemand ihr Geld“, sagt Martin Klepper, Professor für amerikanischer Literatur und Kultur an der Humboldt-Universität zu Berlin. Verantwortlich dafür sei der amerikanische Mythos vom *selfmade man*, also der unbedingte Glaube: Wer klug und tüchtig ist, der schafft es schon nach oben. Das traditionell gute Image der Reichen hat auch religiöse Wurzeln. Die Pilgerväter, die im 17. Jahrhundert auf dem Gebiet der heutigen USA siedelten, sahen Wohlstand als Beweis eines gottgefälligen Lebens.

Jahren zeigte das „Center for Responsive Politics“ zudem: Die Abgeordneten im Kongress sind seit Langem wesentlich wohlhabender als der durchschnittliche Amerikaner, und 2013 waren erstmals mehr als die Hälfte von ihnen Millionäre. Poli-

„Mein Gefühl ist aber, dass diese unbedingte Zustimmung zum Reichtum inzwischen bröckelt“, meint Klepper, „dass zunehmend kritisch hinterfragt wird, im Interesse welcher kleinen Gruppe da Politik gemacht wird.“ Denn jeder könne sehen, dass der Graben zwischen Arm und Reich in den USA immer größer wird. Tatsächlich findet mittlerweile eine überwältigende Mehrheit der Amerikaner, dass Geld im Wahlkampf eine zu große Rolle spielt und sich die Finanzierung der Kampagnen grundsätzlich verändern muss. Lawrence Lessig, ein Juraprofessor von der Harvard University, fordert seit Langem, den Einfluss der Großspender zu begrenzen. Einer seiner Vorschläge ist, dass jede Kleinspende aus Steuermitteln verdoppelt wird, damit sich Politiker vermehrt darum bemühen.

2015 kündigte er sogar seine Präsidentschaftskandidatur für die Demokraten an. Sollte er das Amt bekommen, so Lessig, würde er als Erstes die umstrittene Wahlkampffinanzierung ändern – und dann zurücktreten, schließlich sei damit die wichtigste Reform auf den Weg gebracht, um die USA vor den Superreichen zu retten. Ob das stimmt, wird man erst mal nicht erfahren. Wenige Monate später warf Lessig hin, und mit Donald Trump wurde später ein Liebling der Milliardäre Präsident. ←

Der Spross einer Industriedynastie: Susanne Klatten (55), reichste Frau Deutschlands

4/6



Susanne Klatten besitzt ein Vermögen von etwa 18,5 Milliarden Euro und ist damit die reichste Frau Deutschlands. In den Medien wird sie oft als „BMW-Erbin“ bezeichnet, aber das ist etwas vereinfachend dargestellt. In der Tat hat Klatten einen großen Teil ihres Vermögens von ihrem Vater, dem Industriellen Herbert Quandt, geerbt, der auch Anteile an BMW hielt. Doch die mit dem Wort „Erbin“ verbundene Vorstellung, hier würde jemand gemütlich das Geld der Eltern verjubeln, trügt: „Wenn man Mittel in dieser Höhe hat, muss man sich auch darum kümmern. Das ist ja nichts, was man ausgeben kann“, hat Klatten einmal gesagt. Sich kümmern bedeutet für sie: ein komplexes Netz von Beteiligungen nicht nur an BMW, sondern an mehreren anderen Industrieunternehmen managen, in verschiedenen Aufsichtsräten sitzen, sich über Stiftungen für gemeinnützige Zwecke einsetzen. Die Ausbildung dafür war nicht ohne: BWL-Studium in England und Erwerb eines MBA in der Schweiz, eine Lehre als Werbekauffrau und mehrere Praktika, wovon sie eines unter falschem Namen im „eigenen“ Unternehmen bei BMW absolvierte. Ein nicht ganz leichtes Erbe musste Susanne Klatten auch insofern antreten, als die Verstrickung des Quandt-Firmenimperiums mit dem NS-Regime immer wieder Anlass zu Kritik und Nachforschungen gegeben hat. Dass Reichtum außerdem eine Bürde sein kann, erfuhr sie im Jahr 2007, als sie Opfer einer Erpressung wurde.

Kapitel 3: Gib mal was ab



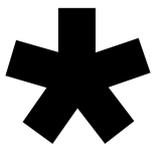
Man muss ja nicht immer alles selbst besitzen. In der Sharing Economy gilt Teilen als Bereicherung

Im letzten Kapitel geht es um die Verantwortung, die Reichtum mit sich bringt. Für einzelne Menschen, aber auch für Staaten

Lykkelig!

*Lykkelig ist Norwegisch und heißt glücklich. Wie sehr das auf viele Norweger zutrifft, sieht man alljährlich in der Russetid, in der Schüler ihr Abitur mit Kostümen und ausgelassenen Partys feiern





In vielen skandinavischen Ländern sind die Menschen glücklicher als anderswo. Das hat auch mit einer gerechten Verteilung der Einkommen und mit staatlichen Investitionen zu tun

Von Clemens Bomsdorf



→ Reich ist in Nordeuropa vor allem die Gesellschaft, nicht der Einzelne. Das klingt jetzt sozialistischer, als es ist. Aber wirklich große Teile der Gesellschaft verdienen einfach so viel, dass es für einen angenehmen Lebensstil reicht – auch mit Kindern. Und es sind eher wenige Menschen, die sich durch besondere Armut oder besonderen Reichtum stark von den anderen abheben. Die Oberschicht in Skandinavien führt ihren Wohlstand eher selten in Form von Autos der Luxusklasse in der Innenstadt spazieren. Stattdessen sind die meisten auf dem Fahrrad oder mit Bus und Bahn unterwegs. Wohnraum ist zwar wie in anderen europäischen Metropolen vor allem im Stadtzentrum sehr teuer, aber die Vororte sind durch den öffentlichen Nahverkehr gut angebunden.

In Untersuchungen zur sozialen Gerechtigkeit, für die Zahlen zu Armutsrisiken, Bildungszugängen, Gesundheitsversorgung oder auch Generationengerechtigkeit erhoben werden, belegen Island, Norwegen, Dänemark, Schweden und

Finnland stets die vorderen Plätze. Und im „World Happiness Report“ der Vereinten Nationen steht diesmal Norwegen an der Spitze, gefolgt von Dänemark und Island. Dass der Reichtum in den nordischen Ländern erheblich gleichverteilt ist als in weiten Teilen Europas, zeigt auch der sogenannte Gini-Koeffizient, das Standardmaß für Vermögensungleichheit.

Thorstein Veblen, ein US-Soziologe mit norwegischen Vorfahren, hatte schon Anfang des 20. Jahrhunderts erkannt, dass Menschen Reichtum häufig daran messen, ob sie mehr besitzen als der Nachbar, und daher selten ein vernünftiges, sozialverträgliches Maß gefunden wird. Er kritisierte die Oberklasse für ihren Geltungskonsum und stellte als gesellschaftliche Alternative zum Profitstreben einen gut ausgebauten Wohlfahrtsstaat heraus, der von allen mitgetragen wird – wie es bis heute in Skandinavien der Fall ist.

Der immer noch leidlich starke Staat im Norden wird durch vergleichsweise hohe Steuern finanziert. Wer sich als Tourist wundert, warum Waren in Dänemark und anderen nordischen Ländern so viel teurer sind als in Deutschland, braucht sich nur die Mehrwertsteuersätze anzuschauen: In Skandinavien liegt der Standardsatz bei mindestens 24 Prozent und ist damit deutlich höher als in Deutschland mit 19 Prozent. Ganz drastisch sind die Unterschiede bei den Autopreisen. Dänemark, Finnland und Norwegen berechnen ihren Bürgern hohe Sondersteuern. So kommt es, dass der kleinste VW Golf in Dänemark gut 28.000 Euro kostet und damit über 50 Prozent mehr als in Deutschland. Bei teureren Autos sind die Aufschläge sogar noch höher.

Der dänische Politikwissenschaftler Gøsta Esping-Andersen hat in einer Typologie des Wohlfahrtsstaates das sozialdemokratisch-skandinavische Modell beschrieben, bei dem der Staat neben der finanziellen Absicherung der Arbeitslosen viele soziale Dienstleistungen übernimmt – von aktiver Arbeitsmarktpolitik bis zu einer sehr guten Kinderbetreuung, die vielen Menschen den (Wieder-)Einstieg in Jobs ermöglicht. Zudem werden Steuergelder oft für alle sichtbar investiert, etwa in gute Schulen und Universitäten oder Stadtverschönerungen.

Gemeinsam mit einem recht wohlhabenden dänischen Anwalt hörte ich vor einigen Wochen dem Vortrag einer Osteuropäerin zu, die versuchte, dänische Privatleute in ihr Heimatland zu locken, indem sie ihnen drastische Steuerersparnisse versprach. „Ach, solange ich nach Steuern noch genug habe, ist mir doch beinahe egal, was ich abgeben muss. Es wird ja gut ausgegeben“, sagte er mir nach der Veranstaltung. „Wir sind doch alle Sozialisten hier oben“, fasst es die Kopenhagener Möbelhändlerin Kiki Borch Jensen zusammen. Gerade Frauen profitieren auch davon, dass die nordischen Länder Vorreiter beim Abbau von Geschlechterungleichheiten sind. Besonders in Schweden wurde seit den 1970er-Jahren die Kinderbetreuung stark ausgebaut und durch das Unterhaltsrecht die Erwerbstätigkeit von Müttern gefördert.

Dass die Einkommen so gleich verteilt sind, hat mehrere Gründe. Zum einen klaffen die Gehälter nicht so stark auseinander. Vereinfacht gesagt verdienen Arbeiter mehr als in Deutschland, während sich Topmanager oft mit einem geringeren Einkommen zufriedengeben müssen, das auch noch höher besteuert wird. So bekommen zum Beispiel Friseure in Dänemark einen Stundenlohn von mindestens 17,70 Euro – sofern sie nach Tarif bezahlt werden. Daher kostet in der Hauptstadt Kopenhagen ein Haarschnitt bei einem normalen Friseur schnell 40 Euro und oftmals sogar erheblich mehr – schließlich müssen die hohen Löhne bezahlt werden. Auch Gesundheitspersonal, beispielsweise Krankenschwestern oder Ergotherapeuten, verdient in Nordeuropa wesentlich besser, verfügt aber gleichzeitig über mehr Kompetenzen und eine entsprechend bessere Ausbildung als in Deutschland. Das gilt für alle nordischen Länder. Norwegen sticht jedoch ganz klar heraus: Dort sind die Löhne in vielen Bereichen so hoch, dass selbst aus den ebenfalls wohlhabenden Nachbarländern, vor allem aus Schweden, zahlreiche Arbeitskräfte ins Land strömen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die meisten der nordischen Länder für lange Zeit überwiegend von Sozialdemokraten regiert und hatten extrem starke Gewerkschaften. In Norwegen regiert eine konservativ-liberale Minderheitsregierung, Dänemark wird von einer Mitte-

Ein Haarschnitt für 40 Euro: Arbeiter verdienen mehr als in Deutschland, während sich Topmanager oft mit einem geringeren Einkommen zufrieden geben müssen, das auch noch höher besteuert wird

rechts-Koalition regiert, und in Schweden sitzen seit 2010 Rechtspopulisten im Parlament. Zu diesem Rechtsruck führte auch das Argument, dass der Staat in den vergangenen Jahren viel Geld für die Aufnahme und Integration von Migranten ausgegeben habe. So wurde die Dänische Volkspartei bei der Wahl 2015 zweitstärkste Kraft – unter anderem mit der Forderung, dass der Wohlfahrtsstaat nur noch für Dänen sorgen solle.

Die Frage, wie weit man bereit ist, seinen Reichtum zu teilen, bleibt ein bestimmendes Thema. Während Schweden sehr viele Flüchtlinge aufgenommen hat, hielten sich die anderen Länder, insbesondere Dänemark, zurück. Dort wird auch die Zuwanderung aus Europa oft als Bedrohung angesehen. Selbst in der linken Zeitung „Information“ wurde gefordert, dass der Verkauf von Wohneigentum an Ausländer begrenzt werden müsse. Arbeiter – häufig aus Osteuropa –, die bereit sind, für niedrigere Löhne zu arbeiten, werden in Schweden und Dänemark regelmäßig mit ziemlich rigorosen Methoden daran gehindert: Die mächtigen Gewerkschaften blockieren wegen des Lohndumpings einfach die entsprechenden Betriebe. ←

Das Ass: Phil Hellmuth (53), Poker-Großmeister & Rüpel

5/6



Wegen seiner cholерischen Anfälle und kränkenden Bemerkungen am Pokertisch gegenüber Gegnern – vor allem bei Niederlagen – hat der US-Pokerprofi Phil Hellmuth in der Szene längst den Spitznamen „Hellmouth“ (deutsch: „Höllenhund“) weg. Doch Niederlagen sind bei ihm eher selten: Bei Live-Pokerturnieren hat er schon insgesamt rund 21 Millionen Dollar gewonnen – zumeist in seiner Paradedisziplin „Texas Hold ‘em“. Manche Pokerfans nervt zwar, dass Hellmuths Schimpftiraden den Spielfluss mitunter sehr stören, insgesamt ist die Bewunderung für ihn aber groß. Bereits mit 24 Jahren – im Jahr 1989 – gewann Phil Hellmuth als bis dato jüngster Spieler eins der wichtigsten amerikanischen Pokerturniere: das Main Event bei der World Series of Poker (WSOP) in Las Vegas. 2007 wurde er dann in die Poker Hall of Fame aufgenommen und hält inzwischen unter anderem den Rekord für die meisten WSOP-Geldgewinne und Teilnahmen an Finaltischen. Hellmuth beherrscht es offenbar perfekt, seine Gegner und deren Spielweise zu „lesen“. Deshalb verkaufen sich auch seine Pokerbücher und Video-Tutorials so gut. Auch seine eigene Bekleidungsreihe mit dem Label „Poker Brat“ (deutsch: „Poker-Rüpel“) ist ein Renner.

Nimm mich mit

Wie sieht es eigentlich bei uns aus? In den letzten Jahren ist die Wirtschaft stetig gewachsen und die Arbeitslosigkeit gesunken. Aber werden auch alle am Wohlstand beteiligt? Ja und nein

Von Oliver Gehrs

→ Als der Ökonom und Soziologe Alfred Müller-Armack den Begriff Soziale Marktwirtschaft prägte, lag Deutschland in Trümmern. 1946 war der Zweite Weltkrieg gerade mal ein Jahr vorüber, die Wirtschaft lag am Boden. Müller-Armack plädierte dafür, den freien Markt mit dem Prinzip des sozialen Ausgleichs zu verbinden. Noch bevor die Bundesrepublik ihr Grundgesetz hatte, gab es damit eine wirtschaftliche Linie, die sich bis heute als Leitmotiv durchgesetzt hat.

Aber wie misst man, ob eine Gesellschaft wirklich Wohlstand für alle bietet? Darüber gibt es verschiedene Ansichten. Die Arbeitslosenquote ist ein Maßstab, die Höhe der Einkommen oder auch der sogenannte Gini-Koeffizient, ein international anerkanntes Maß für Ungleichheit. Dieser nimmt einen Wert zwischen 0 und 1 an, wobei 0 für absolute Gleichheit steht und 1 dafür, dass einer Person alles gehört. In Deutschland lag er 2014 für die Einkommen bei 0,31.

„Unbestritten ist, dass sich die wirtschaftliche Lage für viele Menschen in den vergangenen zehn Jahren teils deutlich verbessert hat. Fast sechs Millionen Menschen haben seit 2005 eine Arbeit gefunden, viele davon gute Arbeit, und die Einkommen sind für die Mehrheit der Beschäftigten gestiegen“, schreibt der Präsident des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) Marcel Fratzscher, ergänzt aber, dass nicht

Wenn ein Land wächst und gedeiht, sollten auch alle was von haben



alle an diesem Aufschwung teilhatten. „Auf der einen Seite steht eine große Mehrheit, der es heute besser geht. Auf der anderen Seite steht jedoch ein nicht gerade kleiner Teil der Bevölkerung, der von Aufschwung und quasi Vollbeschäftigung nicht profitiert.“

Die Ungleichheit der Verteilung von Einkommen und Vermögen wird auch in einer neuen Studie des Zentrums für Europäische Wirtschaftsforschung im Auftrag der Bertelsmann Stiftung betrachtet. Demnach stiegen die höchsten Haushaltseinkommen zwischen 1991 und 2014 jährlich um 1,3 Prozent, während das durchschnittliche Wachstum bei 0,6 Prozent lag. Bei mehr als zehn Prozent der Menschen schrumpften sie sogar. Noch ungleicher verteilt sich laut ZEW-Studie der Wohlstand, wenn man die Vermögen betrachtet – also das, was die Menschen besitzen. 12,8 Billionen Euro betrug 2015 das Gesamtvermögen deutscher Haushalte. Davon gehören den vermögendsten zehn Prozent über die Hälfte, Tendenz steigend. Die unteren 40 Prozent besaßen 1993 gerade mal 1,8 Prozent des Gesamtvermögens, nun sind es minus 0,8 Prozent. Das heißt: Im Schnitt haben sie Schulden.

Wer armutsgefährdet ist, macht das Statistische Amt der Europäischen Union an Einkommensmittelwerten fest: Das ist das Haushaltseinkommen, das genau in der Mitte liegt und die Gesellschaft teilt. Wer weniger als 60 Prozent dieses verfügbaren „Median-Äquivalenzeinkommens nach Sozialleistungen“ bekommt, gilt als arm. In Westdeutschland lag die Armutsrisikoquote zwischen 1960 und dem Mauerfall einigermaßen konstant bei zehn Prozent, bis 2014 stieg sie auf ca. 14 Prozent, was auch mit der Wiedervereinigung zu tun hat. So kletterte das Armutsrisiko in den Neuen Bundesländern nach 1990 auf 35 Prozent, fiel bis zum Jahr 2000 auf zwölf und liegt heute bei 15 für die alten und 18,4 Prozent für die neuen Bundesländer.

Waren es in früheren Jahrzehnten noch vor allem ältere alleinstehende Menschen, die arm waren, sind es heute oft Alleinstehende im erwerbstätigen Alter. Und noch immer bestimmt auch die Herkunft die Chancen auf ein besseres Leben. Das heißt, wer aus einem ärmeren Haushalt kommt, bleibt eher arm als jemand, dessen Eltern wohlhabender sind. Die Chancengleichheit bei den Geschlechtern hat sich laut ZEW-Studie dagegen deutlich verbessert. Frauen verdienen heute deutlich mehr als früher und sind häufiger vollbeschäftigt.

Das Fazit der Forscher des ZEW lautet, dass es uns als Land noch nie so gut ging wie heute. Und dennoch komme der Wohlstand bei zu vielen nicht an, ist das Versprechen der Sozialen Marktwirtschaft immer wieder eine Herausforderung für die Politik, die etwa mit Steuergesetzen oder Bildungsausgaben für mehr Gerechtigkeit sorgen könne.

Dieses Ziel sehen Ökonomen noch durch eine andere Entwicklung gefährdet. So wird der Anteil der Löhne am volkswirtschaftlichen Einkommen, die sogenannte Lohnquote, immer kleiner, während der Anteil der Kapitalbesitzer ständig steigt. Manche Ökonomen erklären das damit, dass kapitalstarke, börsennotierte Firmen durch den globalen Kapitalmarkt zu Superfirmen wachsen, bei denen der Anteil der Lohnarbeit immer weniger ins Gewicht fällt. Dass diese Firmen kleinere Mitbewerber immer weiter hinter sich lassen, könnte dem Wettbewerb schaden und die Gesellschaft weiter spalten. So betrug die Lohnquote in Deutschland im vergangenen Jahr 68,7 Prozent, 2000 waren es noch 72 Prozent. ←

Ich habe einen Traum



Früh erfolgreich:
Der Microsoft-Gründer Bill Gates gilt mit einem geschätzten Vermögen von 90 Milliarden US-Dollar als reichster Mensch der Welt

Durch eine Stiftung soll ein Vermögen einen bestimmten Zweck bekommen. Manchem Geber geht es um die Allgemeinheit, anderen eher um recht egoistische Zwecke. Ein kleiner Einblick

Von Florian Sievers

Robert Bosch Stiftung:
Gewinne für Gutes

Als der Fabrikant Robert Bosch 1942 an einer Ohrenentzündung starb, hatte er vorgesorgt: In seinem Testament legte er fest, dass sein Nachlass „die sittlichen, gesundheitlichen und geistigen Kräfte des Volkes“ stärken solle. Heute sitzt in seinem ehemaligen Wohnhaus, der edlen Villa Bosch in Stuttgart, die Robert Bosch Stiftung, gegründet aus seinem Vermögen. Der Stiftung gehört zu 92 Prozent der riesige Automobilzulieferer und Haushaltsgerätekonzern Robert Bosch GmbH. Mit ihrem Anteil am Gewinn, den das Unternehmen alljährlich ausschüttet, finanziert die Stiftung gemeinnützige Projekte. So wurde mit Boschs Geld schon Brustkrebs untersucht oder Demenz erforscht. Die Stiftung betreibt sogar ein eigenes medizinisches Forschungsinstitut. Sie vergibt auch Stipendien für Journalisten aus verschiedenen Ländern und unterstützt Schriftsteller. Nach eigener Aussage hat die Robert Bosch Stiftung seit ihrer Gründung 1964 mehr als 1,3 Milliarden Euro für wohltätige Projekte ausgegeben und ist damit die größte gemeinnützige Stiftung in Deutschland.

Bill & Melinda Gates
Foundation: Die Allergrößten

Die Robert Bosch Stiftung ist groß – aber ein Knirps gegen die mit Abstand größte Privatstiftung der Welt. Die hat der Microsoft-Gründer Bill Gates zusammen mit seiner Frau Melinda im Jahr 2000 ins Leben gerufen. Heute verwalten im futuristischen Bürogebäude der Bill & Melinda Gates Foundation in Seattle rund 1.400 Angestellte fast 34 Milliarden Euro. Dem vollen Geldspeicher entsprechend packt die Stiftung am liebsten die ganz großen Themen an: Sie will beispielsweise die Ernährung der Menschheit verbessern, die weltweite Armut bekämpfen und globale Krankheiten wie Malaria, Polio oder Aids besiegen. Bei der Weltgesundheitsorganisation ist die Stiftung der größte Spender. Bill Gates jettet derweil mit seiner Frau um die Welt und trifft Spitzenpolitiker wie die deutsche Bundeskanzlerin zum Gespräch. Aber

der Primus stößt auch auf viel Kritik: Weil die Stiftung ihre Arbeit wie ein Unternehmen organisiert, also rein auf die effiziente Umsetzung ihrer Ziele aus ist, hat sie keine Hemmungen, dafür auch mit Konzernen wie dem umstrittenen Saatguthersteller Monsanto zu kooperieren. Zudem stellen Kritiker immer wieder die Frage, ob sich Privatleute in politische Felder einmischen sollen.

Azim Premji Foundation:
Bildung für Indien

Bill Gates und der Großspender Warren Buffett haben 2010 die Kampagne „The Giving Pledge“ gestartet. Sie will insbesondere Wohlhabende dazu motivieren, den größten Teil ihres Vermögens für mildtätige Zwecke zu spenden. Der indische Magnat und Investor Azim Premji, dem sein IT-Dienstleister Wipro ein Privatvermögen von aktuell geschätzten gut 13,5 Milliarden Euro beschert hat, hat ebenfalls „The Giving Pledge“ unterzeichnet. Reich zu sein reizt ihn nicht, sagte Premji und stattete seine Foundation mit 1,9 Milliarden Euro aus. Die Stiftung finanziert Programme zur Ausbildung indischer Lehrer und stattet Grundschulen in ländlichen Regionen, wo mangels Material oft kein Unterricht stattfinden kann, mit Tafeln, Tischen oder Büchern aus. Seit 2010 betreibt die Premji Foundation in Bangalore sogar eine eigene Universität, an der Studenten unter anderem Pädagogik, Verwaltungswissenschaften oder Biologie studieren können. Premjis großes Ziel: die Bildung in seinem riesigen Heimatland verbessern.

Siepmann-Stiftung: Es
bleibt in der Familie

Stiftungen sind allerdings keineswegs immer dazu da, der Allgemeinheit Gutes zu tun. So hatte der Aldi-Gründer Karl Albrecht etwas anderes im Sinn, als er 1973 im oberbayerischen Eichenau die Siepmann-Stiftung gründete, benannt nach dem Mädchennamen seiner Mutter. Seine Stiftung fällt unter den Fachbegriff „privatnützig“, da nur Privatpersonen von ihr profitieren. Denn sie verwaltet das Vermögen des Aldi-Konzerns aus der

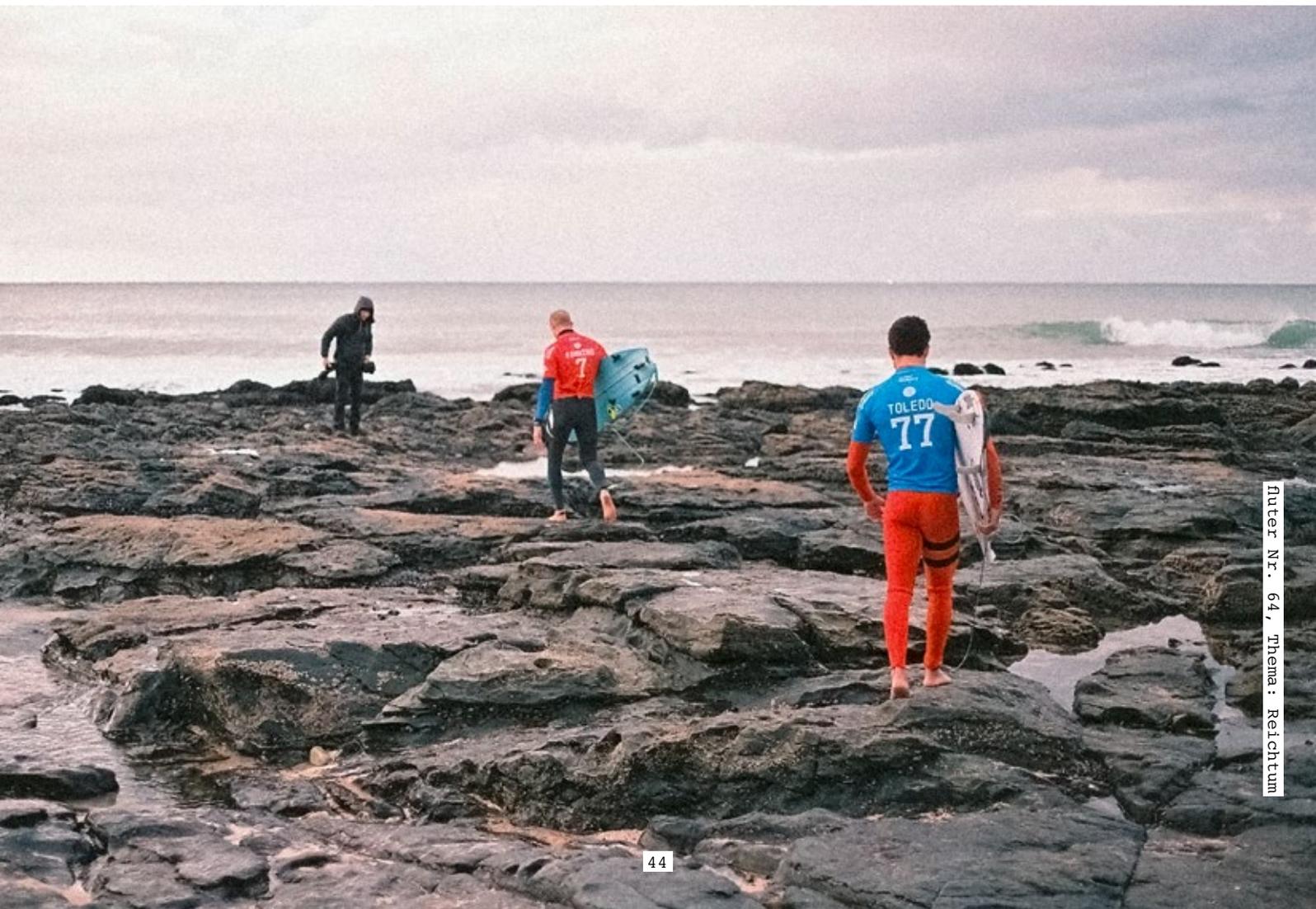
südlichen Hälfte Deutschlands – inklusive der Konzernzentrale von Aldi Süd und circa 5.000 Aldi-Süd-Filialen weltweit. Zweck der Stiftung ist es, „die gemeinsamen Interessen der Angehörigen der Familie Albrecht zu wahren und zu fördern“. Als Albrecht 2014 mit 94 Jahren starb, hinterließ er geschätzte 20 Milliarden Euro – vermutlich der größte Nachlass, der je in Deutschland vererbt wurde. Durch die Stiftung haben seine Erben jedoch keine Chance, das ganze Geld zu verjubeln: Die Stiftung überweist ihnen lediglich Unterhalt, das Unternehmen bleibt in Stiftungshand. Karls Bruder Theo, 2010 gestorben, hielt es im Norden Deutschlands ebenso mit seiner Markus-Stiftung.

Stichting INGKA Foundation:
Undurchschaubares Geflecht

Noch raffinierter ging der milliardenschwere Schwede Ingvar Kamprad vor, der ein riesiges Vermögen mit seinen Ikea-Möbelhäusern gemacht hat. Im Jahr 1982 hob er in den Niederlanden die Stichting INGKA Foundation aus der Taufe. Ursprünglich war es offizieller Zweck der Stiftung, „Innovationen auf dem Feld der Architektur und der Inneneinrichtung zu fördern und zu unterstützen“. Eigentlich aber ist sie Eigentümerin der meisten Ikea-Möbelhäuser und darum eine der reichsten Stiftungen weltweit. Genaue Zahlen? Gibt es nicht. Denn die Stiftung hilft Ikea – zusammen mit einem undurchschaubaren Geflecht aus weiteren Gesellschaften in Steuerparadiesen wie Luxemburg oder Liechtenstein –, Gewinne zu verlagern und Steuern zu vermeiden. Steuereffizienz sei schließlich „ein natürlicher Teil der Niedrigkostenkultur des Unternehmens“, erklärte Kamprad einst ungerührt. Nachdem es vor einigen Jahren Proteste hagelte, spendet die Stiftung inzwischen Geld für das Flüchtlingslager Dadaab in Kenia oder an verschiedene UN-Organisationen – und erspart dem Möbelkonzern nebenbei jedes Jahr einen Riesenhaufen an Steuern. ←

Friede, Fr Ozean

Die einen suchen ihren Spaß in den Wellen,
die anderen versuchen zu überleben.
Unser Autor hat Fotos von seinem Trip gemacht



eude,

Bei einem Surftrip nach
Südafrika kämpfte
unser Autor nicht nur
mit den Wellen, sondern
angesichts der Armut
auch mit seinem
schlechten Gewissen

Von Konstantin Arnold



→ Das erste Hotel liegt in Strandnähe: vier Sterne, umgeben von hohen Mauern, auf denen ein Elektrozaun installiert wurde, damit die kostbare Gemütlichkeit nicht abhandenkommt. Der Mann, der mir dort jeden Morgen pochierte Eier mit Speck serviert, lebt seit 28 Jahren in einer Wellblechhütte. Aus unserem zweiten Hotel, mit der Badewanne mitten im Zimmer, müssen wir leider nach der ersten Nacht wieder ausziehen, weil wir bei den allnächtlichen Einbruchswellen einfach nicht ruhig schlafen konnten. Jetzt wohnen wir in einem noch sichereren Ferienidyll, beschützt von Sicherheitskräften, die in einer Zwölfstundenschicht rund 16 Euro verdienen. Eine gut bewachte Blase, in der die Wohlhabenden aus aller Welt eines der größten Surf-Events des Jahres feiern – mitten in Südafrika. Also willkommen zu den J-Bay Open.

Alle sind da: die besten Surfer der Welt, die ganze Verbandsspitze. Bestens abgeschirmte Luxusunterbringung, Hauswand an Hauswand, und Stimmung wie im Ferienlager. Wir sind vom Flughafen direkt hierher, ohne Umwege. Aus der klimatisierten Economy Class in eine gut isolierte Welt, die mit einem großen Teil Südafrikas nichts gemein hat. Durch die getönten Fenster der Limousinen sieht man mal ein paar Jugendliche, die den Müllhaufen an der Einfahrt zum Dreamland nach etwas Brauchbarem durchsuchen. Hin und wieder lädt der eine oder andere Pro-Surfer eine südafrikanische Familie zu sich nach Hause ein und führt ihnen einen Nachmittag lang sein Luxusleben vor.

Südafrika ist ein Land der Kontraste, natürlicher Schönheit und furchteinflößender Statistiken. Die Schere zwischen Arm und Reich klafft weit auseinander, und doch lebt man sichtbar nah beieinander. Hier die Townships, dort die teuren Strandbungalows. Ein Land voller Vielfalt, regiert von einem Präsidenten, der einst in einem Vergewaltigungs-

Für die durchwachte Nacht bekommt der Security Guard rund 16 Euro



prozess andeutete, dass man sich kaum mit HIV anstecken könne, wenn man nach dem Sex dusche.

Aids ist nicht das einzige Problem. Der Rassismus besteht auch nach dem Ende der Apartheid fort. Schwarz serviert, Weiß diniert. Ich erhalte lobende Blicke für eine Selbstverständlichkeit, nämlich eine schwarze Reinigungskraft wie einen richtigen Menschen zu behandeln. Und mittendrin die World Surf League. Natürlich weltoffen und sensibel für die Probleme unserer Zeit. Immerhin werden vier der elf jährlichen Tourstopps in Ländern ausgetragen, die von den Millenniumszielen der UN weit entfernt sind. Kann es sich ein Unternehmen wie die World Surf League aber leisten, wirklich politisch zu werden? Kann es sich eine gutaussehende Sportart erlauben, auf die Probleme hinzuweisen, die wirklich unter die gut gebräunte Haut gehen? Anscheinend eher nicht.

Jeffreys Bay ist ein Ort mit Wellen an 365 Tagen im Jahr. Der Surftourismus boomt. Die Restaurants platzen. Zumindest einmal im Jahr: Die World Surf League rückt diesen Ort in den Mittelpunkt des Geschehens. Kommt, nimmt – und lässt laut Aussagen südafrikanischer Surfverbandsvertreter nichts für den Sport und ihre

Die Stars unter den Surfern geben sich zwar volksnah, werden aber in ihren Luxushotels gut abgeschirmt





Kommunen zurück. Durch diesen Ort führt eine breite Straße. Vorbei an der Wettbewerbs-Area bis hin zu den Outlet-Centern, in denen alle großen Surfmarken ihre Kollektionen vergangener Jahre verscherbeln; Cafés, in denen man den anstrengenden Shoppingtag ausklingen lassen kann; Marketingbüros, Headquarters – und dann das: ein ausgebranntes Fabrikgebäude am Ende der Straße, das einstige Billabong-Hauptquartier. Vermutlich angezündet, nachdem in der Woche zuvor 40 Mitarbeiter entlassen worden waren. Die letzte Bastion der Konsumgesellschaft, bevor Plastikhütten, Müll und Perspektivlosigkeit die Landschaft kennzeichnen.

Genau dorthin möchte ich. Das andere Südafrika kennenlernen. Natürlich fühlen wir uns unwohl: nicht nur, weil un-

ser Land Rover größer ist als manche Hütten der dort lebenden Menschen, sondern wegen unseres permanent schlechten Gewissens, weil man überfressen und krankenversichert ist, während die Menschen hier täglich einen Überlebenskampf führen.

Auf unserer Rückbank sitzt Wellington, ein Jugendlicher aus einem Township, der uns mit den Leuten in Verbindung bringt und uns genau sagt, mit wem wir lieber nicht Kirschen essen sollten. Ich bin von seiner Freundlichkeit überwältigt, von diesem Interesse. Wir halten an einer Hütte, die hier „Shebeen“ heißt: eine Kneipe, die nichts mit meinen bisherigen Vorstellungen von einer Kneipe gemein hat. Wir kaufen Bier für die ganze Runde und stoßen mit einem Typen an, den sie „Genitals“ nennen. Er erzählt uns, dass früher alles besser war. Zu Zeiten der Apartheid? „Ja, weil der Rassismus öffentlich organisiert war und nicht so verkappt wie heute. Es gab klare Strukturen, wir hatten ein Haus, und die Polizei war nicht so korrupt! Wir sind auf uns allein gestellt und warten auf die leeren Versprechungen der Regierung.“

Bevor wir zurückfahren, müssen wir noch an einem Busch vorbei, in dem Wellington seine Warnweste versteckt, die er für seine Schicht als Parkplatzanweiser braucht. Er sagt, dass man sie ihm sonst stehlen würde. Über zehn Mal wurde er schon mit einem Messer oder Ähnlichem bedroht. Und ich dachte, das Schlimmste, was mir hier passieren

könnte, wäre eine eingezogene Kreditkarte oder die allzu gegenwärtige Hai-Hysterie.

Die Menschen haben sich daran gewöhnt, an diese stetige Gefahr. Falscher Ort, falsche Zeit. An unübersichtlichen Ecken wird bei Rot nicht gehalten, und bevor man das Haus verlässt: Fenster zu? Gitter davor? Laptop unterm Bett?

Doch heute Abend wird gefeiert. In dem Haus, das der südafrikanischen Surfhoffnung Jordy Smith während der Wettkampftage zur vollen Verfügung steht. Gefühlte zehn Haushälterinnen, Köche und Securities laden ein, irgendetwas zu feiern. Nur was, weiß keiner. Pro-Surfer sind ein interessantes Völkchen. Sie sind gelangweilt, wenn sie nicht angesprochen werden, und genervt, wenn man es doch tut. Aber ich muss mit Jordy sprechen: über Südafrika, seinen riesigen Swimmingpool und Friede, Freude, Ozean. Bis auf einige Floskeln finde ich nichts von dem wieder, was ich jenseits der abgebrannten Billabong-Fabrik entdecken durfte. Vielleicht doch erwähnenswert, dass in Durban der Putz von den Häusern fällt, Zitat Jordy Smith. Dann rede ich mit dem berühmten Surffotografen Steve Sherman. Ist professionelles Wettkampfsurfen ein Sport für Reiche geworden? Immerhin kommen viele hier aus wohlhabenden Familien. Schwarze Surfer sieht man eher wenig. Ein Jahr auf der Qualifikation Series der World Surf League beläuft sich in Sachen Reisekosten schon auf über 50.000 Dollar. Jadson André, ein brasilianischer Pro-Surfer, musste Müll sammeln, um sich den Luxus des internationalen Wettbewerbs leisten zu können. Zum nächsten Strand waren es damals zehn Kilometer. Zu Fuß. Von diesem Strandhaus sind es zehn Meter, egal wie. ←

Die Musik-Geschäftstüchtige: Taylor Swift, Songwriterin und Produzentin

6/6



Natürlich stehen die meisten Popstars auch finanziell gut da. Aber Einnahmen von 170 Millionen Dollar in zwölf Monaten sind außergewöhnlich viel, auch für eine erfolgreiche Musikerin. Das 307 Millionen Dollar umfassende Privatvermögen der mit 27 Jahren noch recht jungen Taylor Swift erklärt sich erst einmal durch die Rekordverkäufe, die die US-Songwriterin schon mit den ersten Alben hingelegt hat. Ihre zumeist selbst geschriebenen Popsongs sind beim Publikum voll eingeschlagen: 30 Millionen Alben hat sie bisher verkauft und zudem 75 Millionen Songs einzeln per digitalem Download. Hier fehlt schlicht der Platz, um sämtliche Superlative und Rekorde aufzuzählen, die Taylor Swift damit in der Musikindustrie aufgestellt hat. Ganz sicher aber hat die Sängerin einen eisernen Karrierewillen bewiesen: Bereits als Elfjährige soll sie eigene Songs geschrieben haben und bei Musikproduzenten vorstellig geworden sein. Doch an ihrer Geschäftstüchtigkeit wird allenthalben auch Kritik hörbar, etwa daran, dass sie sich auf ihrem letzten Album sogar einzelne Textzeilen urheberrechtlich schützen ließ. Wer diese künftig in eigenen Songs verwenden will, muss an Taylor Swift zahlen.

Schön erben und sich dann auf die faule Haut legen – wer träumt nicht davon! Aber wird das Leben wirklich so einfach, wenn man plötzlich reich ist? Wir haben Felix* (34) gefragt, der gerade eine Firma geerbt hat

Interview: Fabian Dietrich

„Wenn ich meinen Vater beleidige, ist es weg“

fluter: Du bist jetzt also reich. Wie fühlt sich das an?

Felix: Das ist bislang noch total abstrakt für mich. Ich denke über mein Erbe so gut wie nicht nach. Im Moment bin ich froh, wenn ich meinen Job und meine Dissertation unter einen Hut bekomme.

fluter: Wie kam das denn eigentlich, dass du geerbt hast, obwohl dein Vater noch lebt?

Eines Tages kam mein Vater auf mich zu, sagte, wir müssten jetzt mal demnächst gemeinsam zum Notar gehen und ein paar Dinge regeln. Es war ihm wichtig, dass es noch Ende des gleichen Jahres passierte. Ich habe gefragt, warum, und er erzählte, dass es vielleicht bald eine höhere Erbschaftssteuer gibt. Das war schon ein bisschen bizarr.

fluter: Habt ihr den Staat betrogen?

Meines Wissens nicht. Mein Vater ist grundsätzlich ein ehrlicher Geschäftsmann. Es war vielleicht moralisch nicht einwandfrei, aber legal.

fluter: Findest du das eigentlich gerecht? Dein Vater hat dadurch ja Steuern gespart...

Ich sehe das insgesamt kritisch. Ich bin eigentlich für

eine höhere Erbschaftssteuer. Ich glaube, dass die soziale Ungleichheit in Deutschland zunimmt und Erbschaften das Problem verschärfen. Mir wäre ein System lieber, in dem es nicht mehr so einfach möglich ist, seinen Reichtum weiterzugeben. Ich weiß, dass das widersprüchlich klingt, aber es wäre mir gleichzeitig schwergefallen, meinem Vater zu sagen: Ich will das nicht, weil ich das nicht richtig finde. Ich habe mich seinem Wunsch einfach gefügt.

fluter: Bist du auf dein Erbe vorbereitet worden?

Nein, wir haben über so was nie in der Familie gesprochen. Mir war natürlich schon bewusst, dass ich Einzelkind bin und mein Vater es mit seiner Firma zu einem gewissen Vermögen gebracht hat.

fluter: Was genau hast du denn da erhalten?

Vor ein paar Jahren habe ich schon mal eine Eigentumswohnung von meinem Vater geschenkt bekommen. Und dann wurden mir seine Anteile an der Firma überschrieben, die er in den 1970er-Jahren gegründet hat. Es ist ein mittelständisches Unternehmen, das im Bereich Corporate Design tätig ist.

fluter: Was ist die Firma denn wert?

Ganz ehrlich: Ich kann es nicht genau sagen. Sie hat um die 100 Mitarbeiter und macht rund 50 Millionen Euro Umsatz im Jahr. Aber mit den genauen Zahlen und dem operativen Geschäft habe ich nichts zu tun.

fluter: Eigentlich könntest du doch jetzt auch für den Rest deines Lebens Urlaub machen. Du müsstest doch nicht mehr arbeiten, oder?

Rein theoretisch müsste ich für meinen Lebensunterhalt nicht mehr arbeiten. Aber das will ich gar nicht. Außerdem würde es mir mein Vater nicht verzeihen. Mein Erbe ist mit allen erdenklichen Klauseln abgesichert. Es gibt zum Beispiel

Das Familienoberhaupt, das für den Wohlstand aller sorgt: So inszeniert das Thema unser Fotograf

den Fall des „groben Undanks“. Das bedeutet, dass mir mein Erbe schlimmstenfalls wieder weggenommen werden kann: Sollte ich meinen Vater beleidigen oder hintergehen, dann ist es potenziell wieder weg. Faul werden, die Firmenanteile verkaufen und das Geld verprassen sollte ich also lieber nicht.

fluter: Hast du dir in deinem Leben noch nie Sorgen um Geld gemacht?

Sorgen im existenziellen Sinne nicht. Aber eins muss ich klarstellen: Ich bin niemand, der mit dem goldenen Löffel im Mund aufgewachsen ist. Es ist immer klar gewesen, dass ich eine Ausbildung mache und danach arbeite. Ich sollte und wollte mir mein Leben selber finanzieren. Aber klar, ich würde wahrscheinlich lügen, wenn ich sagen würde, dass mich das finanzielle Polster meiner Eltern in meinen Entscheidungen nicht beeinflusst hat.



fluter: Was denkst du, wenn du Leute triffst, die schlechtere Startbedingungen hatten als du?

Ich habe immer Respekt vor ihnen gehabt. Ich bin Geisteswissenschaftler und nicht davon ausgegangen, dass mich mein Studium in eine lukrative Position befördert. Wahrscheinlich hat es mich in meiner Studienwahl schon beeinflusst, dass ich wusste, ich lande am Ende nicht auf der Straße. Ich fand es immer mutig, wenn meine Kollegen und Kommilitonen den gleichen Weg ohne so eine Absicherung gegangen sind.

fluter: Hast du denn eine Idee, was du später mit dem ganzen Geld machen willst?

Nicht wirklich. Das fühlt sich eher wie ein Notausgang an. Wenn's mal mit der eigenen Karriere nicht mehr laufen sollte, kann ich mir anschauen, was das für Möglichkeiten eröffnet. Etwas Gemeinnütziges zu machen ist natürlich immer ein schöner Gedanke. Ich könnte ja ein Stiftung gründen, die Geisteswissenschaftler in der Endphase ihrer Doktorarbeit unterstützt. So etwas bräuchte ich nämlich im Moment. *Name geändert

ERBSCHAFT UND STEUERN

Auch Erbschaften sorgen dafür, dass sich Reichtum innerhalb unserer Gesellschaft fortpflanzt. Laut Schätzungen des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung könnten zwischen 2012 und 2027 bis zu 400 Milliarden Euro pro Jahr verschenkt und vererbt werden. Der Staat verlangt davon auch einen Anteil. Wie hoch die Erbschaftssteuer ist und ob sie überhaupt erhoben wird, hängt erst mal davon ab, wer etwas in welcher Höhe erbt und was genau geerbt wird. Kinder, Ehepartner, eingetragene Lebenspartner und Enkel eines verstorbenen Menschen zahlen zum Beispiel weniger Steuern als Nichten, Neffen und Geschwister. Oft wird überhaupt keine Steuer erhoben, weil es Freibeträge gibt: Kinder dürfen 400.000 Euro erhalten, ohne etwas abgeben zu müssen, Ehepartner 500.000. Wer zu Lebzeiten etwas an seine Verwandten verschenkt, kann ebenfalls von Freibeträgen profitieren. Liegt der Wert dessen, was ein Kind von seinen Eltern - über den Freibetrag hinausgehend - erbt, bei beispielsweise 70.000 Euro, zahlt es darauf sieben Prozent Steuern. Bei 26 Millionen sind 27 Prozent fällig - theoretisch zumindest. Es gibt nämlich zudem zahlreiche Ausnahmen und Sonderregeln. Umstritten ist etwa das Thema Familienunternehmen: Erben von Firmen, die viele Millionen wert sind, zahlen wenig Steuern, wenn sie das Unternehmen fortführen und somit Arbeitsplätze erhalten. Im Jahr 2016 wurden in Deutschland 43,6 Milliarden Euro vererbt. Die darauf gezahlte Erbschaftssteuer betrug 5,7 Milliarden.



Filme,
Bilder und
Artikel
auf
fluter.de

Wasch doch mal die Scheine

In jeder zweiten Netflix-Serie scheint es mittlerweile um kriminelle Gelder aus Drogengeschäften zu gehen, die gewaschen werden müssen. Aber wie funktioniert das eigentlich? Wie macht man aus illegalem Geld legales - und welcher Schaden entsteht dadurch der Gesellschaft? Wir bringen Licht ins Dunkel.

Mehr Wohlstand für viele

In China und Indien steigt nicht nur die Zahl der Millionäre, sondern auch die Zahl derjenigen, die nicht mehr in Armut leben und es zu einem gewissen Wohlstand gebracht haben. Wir schauen in beide Länder und versuchen zu ergründen, welche Art Politik dazu beigetragen hat - und welche sozialen Ungerechtigkeiten weiterhin bestehen. So leben in China noch 80 Millionen Menschen unter der Armutsgrenze, während es gleichzeitig riesige private Vermögen gibt, nicht nur bei den privaten Unternehmern, sondern auch bei den Funktionären der Kommunistischen Partei.

Vorschau

In Deutschland werden die Menschen im Durchschnitt immer älter, deshalb fällt die Meinung der Jungen bei Wahlen nicht mehr so ins Gewicht. Darüber müssen wir auf jeden Fall reden – im nächsten Heft zum Thema Generationen. Ist ja eh spannend, wie man zu seinen Eltern steht, oder was Gleichaltrige überhaupt miteinander verbindet. Manchmal wird aus einer Generation auch ein richtiges Label wie bei den 68ern, die gegen althergebrachte Konventionen rebellierten. Und Weihnachten, wenn wieder Alt und Jung unterm Tannenbaum sitzen, passt das Thema auch gut. Also bis dann.

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 64, Thema Reichtum, Herbst 2017
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich / Bundeszentrale für politische Bildung / schilling@bpb.de),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Carmen Brunner

Artdirektion und Design

zmyk/Jan Spading und Oliver Griep

Mitarbeit

Konstantin Arnold, Clemens Bomsdorf, Fabian Dietrich, Sebastian Erb, Juliane Frisse, Sabrina Gaisbauer, Oliver Geyer, Alice Kohli, Bernd Kramer, Felix Lill, Katharina Lipowsky, Lisa Neal, Niklas Prenzel, Natascha Roshani, Lavinia Schwedersky, Florian Sievers

Dokumentation

Kathrin Lilienthal

Korrektorat

Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift / Leserbrief

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/30 02 30-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055,
18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
www.bpb.de/shop
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 5 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Cover Gerville/Getty Images; S.3 Martin Parr/Magnum Photos/Agentur Focus; S. 4 Fabiola Ferrero/El Estímulo, Lukas Wassmann, Martin Parr/Magnum Photos/Agentur Focus; S. 4/18/22/31/36/40/47 Peter Stemmler/QuickHoney; S. 5 Corinna Kern/laif; S. 6 Sean Lotman; S. 7 Felix Lill; S. 9 Maite Jaeger/laif; S. 10-11 Fabiola Ferrero/El Estímulo; S. 13 Oscar B. Castillo/Fractures/laif; S. 14-15 James Rajotte ; S. 16-17 Geoff Johnson; S. 19 picture alliance/ZUMA Press; S. 20 Lukas Wassmann; S. 23 Paula Markert; S. 26-27 Nana Rausch/QuickHoney; S. 28-29 Dougie Wallace/INSTITUTE; S. 32-35 Lauren Greenfield/INSTITUTE; S. 37 Emile Loreaux/Pictoretank pour le Monde Magazine/Agentur Focus; S. 38-39 Martin Parr/Magnum Photos/Agentur Focus; S. 41 Jörg Brüggemann/OSTKREUZ; S. 42 Doug Wilson/CORBIS/Corbis via Getty Images; S. 44-47 Konstantin Arnold; S. 49 Martin Parr/Magnum Photos/Agentur Focus; S. 50 picture alliance/dpa

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Die Millionäre von morgen



Firmenvermögen, die
von 2011 bis 2014
an Minderjährige
übertragen wurden: 37
Milliarden Euro
Davon an 90 Kinder unter 14:
29,4 Milliarden Euro

Die letzte Seite im Heft ist die erste Seite im Netz

Wie sieht's denn bei dir aus?
Schick ein Bild an meinzimmer@fluter.de

